

Marco Geiger

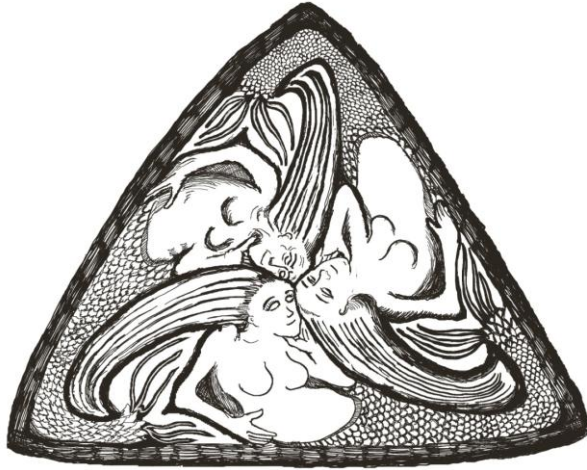


Die Tavaruk-Saga

Teil I - Weltenretter

Marco Geiger

Die
Tavaruk-Saga



Teil I – Weltenretter

Titel: Die Tavaruk-Saga Teil I -Weltenretter © 2020 Leseprobe

Autor: Marco Geiger / marco.geiger@tavaruk.de

Illustrationen: Marco Geiger

Lektorat: Bjela Schwenk (Homepage: www.bjelaschwenk.de)

Umschlaggestaltung: Dominik Hetei-Bakó

Satz und Druckvorbereitung: Christian Schaub

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Königreich COR



GLANZPORT

moor
Heide

DYLVUSSA
GRAIVEN

FÜRTER
Weidenbad

FO
Weihen
OASH

BAKIYABUT

ZALARMONT

PILGERPFAD

BERNAGROND

VANGELGUST

SPLITTERSTRASSE

Bakai

BAKAIKYU

YALKALUN

m

SAFF

ALTES
SONNENKLOSTER

BITTERZÄHNE

SMÖLDERGART

DAS MAUL

RYSLAK

GERSTATVIIG

LUTZENRAPPE

GRAVEN-
FURT

ROSENSEE

RST

GRAVEN

OSOLDTAN

MUSCABANT
DER GROSSE GARTEN

OSTMORN



MARCO
GERGER
2019

Kapitel I



Auf die Brüstung des Balkons gelehnt ließ Mikadelu Gidyon seinen Blick über das Häusermeer von Ryslak schweifen und fragte sich, wie schon so viele Male zuvor, was es ihm nutzte, der mächtigste Mann der Stadt zu sein. Erzmagier von Ryslak, Direktor der Universität, Oberster Thaumaturg, General des Königs von Cor, Ehrenmitglied des Magistrats... In seinen bald fünfzig Lebensjahren hatte er so viel Wissen und so viele Titel angehäuft, dass sein Einfluss noch viel weiter reichte als nur bis zu den drei Brückentoren in den äußeren Stadtmauern. Dort ließen die Wächter gerade gemäß altem Brauch die Fallgitter herunter. Schließlich waren es nur noch drei Nächte bis Vollmond, und die fast runde Silberscheibe stand bereits wie eine stumme Drohung am Abendhimmel, während die Sonne sich hinter den Horizont verkroch.

In den Häusern und auf den Wehrgängen der Stadtmauern wurden nach und nach Lichter entzündet, deren Spiegelbilder auf der ruhigen Oberfläche des Sees mit den Sternen um die Wette funkelten. Ryslak befand sich nicht einfach auf einer Insel, die Stadt *selbst* war eine Insel in Form eines exakt gleichseitigen Dreiecks, umgeben von drei riesigen Mauern, gegen die unaufhörlich Wellen schwappten. Unzählige Nocturnalibellen mit fluoreszierenden Körpern schwebten über dem Wasser und ließen durch ihren funkelnden Tanz die Stadt von Weitem wie eine Feenstadt erscheinen. Die blau und violett leuchtenden Nachtseerosen öffneten sich und verströmten ihren schweren Duft.

Mikadelu Gidyon sog die Luft langsam und bewusst ein. Ja, das war seine Stadt, seine Heimat, und wenn er auch in gewisser Weise eines ihrer Kinder war, so empfand er doch gleichzeitig väterliche Gefühle für sie: Gefühle der Liebe und des Stolzes, denn er hatte selbst einen großen Beitrag zur Erziehung dieses Kindes geleistet, hatte es behütet und gepflegt, wachsen sehen und oft auch in seine Schranken gewiesen. Jetzt,

bei seinem allabendlichen Rundgang auf dem Balkon des Basaltturms, überkamen ihn wieder einmal Gefühle der Verantwortlichkeit und der Sorge. Der Sorge, jemand



könne seinem Kind etwas antun. Der Sorge, seine Macht würde sich als nicht geeignet erweisen, dies zu verhindern.

Was hatte sie ihm in der Vergangenheit genutzt?

Er wandte seinen Blick nach Norden in Richtung der Bitterzähne, jener scharfgezackten Gebirgskette, hinter der sich die Wildnis der Nordlande bis in unbekannte Weiten erstreckte. Er hatte das Dunkle dort zwar mehrmals zurückgedrängt, es aber nicht besiegen können. Schon seit längerer Zeit hatte es sich nicht mehr geregt. Das war nicht unbedingt ein gutes Zeichen, das wusste Mikadelu. Er durfte sich nicht durch trügerische Ruhe täuschen lassen. Er musste wachsam bleiben.

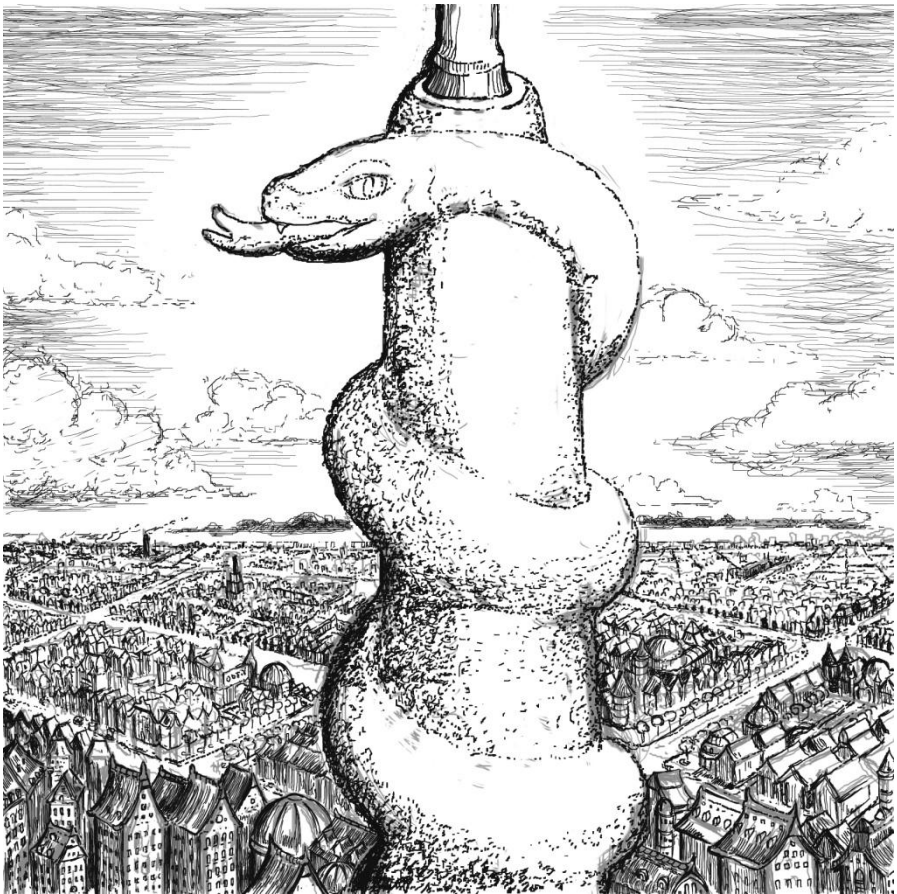
Mit einer Hand auf der Brüstung setzte er seinen Rundgang rings um den Turm fort. Ein kurzer Blick nach Westen. Die Bedrohung dort war viel geringer, greifbarer, berechenbarer als jene im Norden. Im Westlandkrieg hatte die corische Armee unter seiner Führung die Bakai besiegt. Dennoch hatte ihn jener Krieg mehr gekostet, als ihm der Norden jemals abverlangen würde.

Selbst mit seiner Macht konnte er die Vergangenheit nicht ungeschehen machen. Würde sie ihm wenigstens helfen, die Herausforderungen der Zukunft zu meistern?

Er hatte den Turm fast umrundet. Sein Blick streifte auch heute wieder die bunten Leuchtreklamen im benachbarten Stadtteil Yadlis. Musikfetzen aus den zahlreichen Tanzcafés fanden ihren Weg bis hoch zum Balkon, obwohl er sich gut hundertfünfzig Schritt über den Straßen befand. Bei der nächsten Magistratssitzung würde er dieses leidige Thema wieder zur Sprache bringen müssen. Baakley Gattes, dieser raffgierige alte Geldgeier, war bei den Sitzungen stets zur Stelle, wenn es darum ging, die Betreiber der Tanzpaläste in Schutz zu nehmen. Kein Wunder, war er doch maßgeblich an den Einnahmen dieser Einrichtungen beteiligt und sich für nichts zu schade, falls dabei ein paar Taler für ihn heraussprangen. Sicher könnte er den jungen Vikar Meruun für ein Bündnis gegen Gattes gewinnen – andererseits wollte er Meruuns Position nicht noch weiter

stärken, hatte dieser doch während der letzten Monate seinen Einfluss überraschend schnell ausgeweitet. Auch hier hieß es: wachsam bleiben.

Ein Knistern ließ Mikadelu aufblicken. Ein Mückenschwarm hatte sich in Richtung der Erzmagierwohnung verirrt, und die Energiekuppel um den Turm herum flimmerte. Nicht einmal ein Blitz hätte diese Barriere durchdringen können, speiste sie sich doch aus der Kraft unzähliger Gewitter, die die Turmspitze eingefangen hatte. Vögel umflogen sie üblicherweise weiträumig, doch den Insekten schien der dafür nötige Sinn zu fehlen. Vielleicht fürchteten sich die Vögel ja vor der steinernen Riesenschlange, die sich ab dem Rundbalkon aufwärts um die obere Hälfte des Turmes wickelte.



Als Gidyon wieder die Balkontür erreichte, wechselte die Windrichtung und der würzige Duft gebratenen Fleisches stieg von den Biergärten im Rosenhain hoch zum Balkon. Der Magier lächelte. Wie viele schöne Abende hatte er dort mit seinen Freunden verbracht, vor allem in Nosvabs Taverne. Während seiner Studentenzeit beinahe zu viele.

Er trat ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Die Arbeit des Tages war getan. Gerade wollte er die Krawatte seines Anzugs lockern, als er das Ding vor der geschlossenen Eingangstür fühlte.

Er wirbelte herum, streckte die Hand aus und fing seinen spazierstockförmigen Zauberstab aus der Luft, der aus dem benachbarten Kaminzimmer geflogen kam. Breitbeinig stand er da, Augen und Mund drei schmale Striche, den Spazierstock über den angewinkelten linken Arm gelegt und auf die Eingangstür gerichtet, während seine Rechte den Griff fest umklammerte. Bei der Ladung, die er draufgegeben hatte, musste er mit einem kräftigen Rückstoß rechnen:

Knisternde Funken krabbelten den Stab entlang und verdichteten sich an der metallenen Spitze zu einer gleißenden Kugel, unter deren grüner Haut Lichtbögen umherzuckten.

Etwas klopfte an die Tür.

Gidyon spannte alle Muskeln an und rief: „Wer ist da?“

Keine Antwort. Der Raum war in kaltgrünes Licht getaucht, in dem die Garderobe und der Ankleidestuhl scharfgeschnittene Schatten warfen.

Es klopfte erneut.

Gidyon senkte den Stab. Was auch immer sich da draußen befand, war umgeben



von einer Aura mächtiger Magie. Alter Magie. Beim Sprechen des Blitzzaubers hatte er für einen Moment in die Zwischenwelt geblickt und gesehen, dass vor der Tür gewaltige Energien zu einem Knäuel aus Macht vereinigt waren – eine ähnliche Macht wie jener Zauber, der die Schwelle schützte.

Er richtete den Stab wieder zum Eingang und sprach einen Befehl. Die Tür öffnete sich gehorsam und gab den Blick frei auf eine Botenkugel, die etwa einen Schritt über dem Boden schwebte. In ihrem schimmernden Inneren trieb eine längliche, schwarze Lederhülle. Die automatenhafte Stimme der Kugel brach die Stille:

„Eilpost für Mikadelu Gidyon. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben.“

Eine Botenkugel, nichts weiter? Gidyon brachte seinen Zauberstab zum Erlöschen, lief zur Tür und betrachtete das Gebilde aus flüssigem Kristall. Wie hatte es die Kugel nur an der Poststelle der Universität vorbei und durch den Innersten Hof bis hierher, direkt in seine Privaträume geschafft?

„Eilpost für Mikadelu Gidyon. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben“, wiederholte die Kugel.

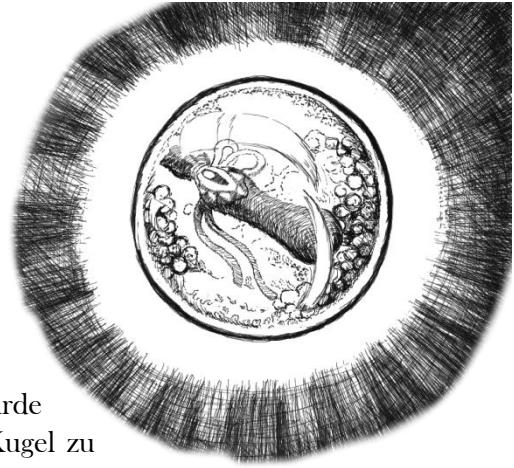
Das kristalline Ektoplasma, aus dem die Botenkugeln geformt wurden, holte man mittels Beschwörungsmagie aus der ersten äußeren Sphäre. Die rudimentäre künstliche Intelligenz, mit der sie ausgestattet waren, hatten sie der alchemistischen Prozedur zu verdanken, mit der sie belebt wurden. Diese reichte gerade aus, dass die Kugeln den Weg entlang der Driftpfade von Sammelpunkt zu Sammelpunkt fanden. Was war es also, was ihr Tür und Tor geöffnet hatte? Da! Auf dem Lederbeutel, der sich gerade träge drehte, war ein goldgelbes Siegel, das ihm unangenehm vertraut war. Eine Botschaft von Abt Navid? Und – war der schwarze Beutel tatsächlich aus gewöhnlichem Leder, oder etwa ...?

„Eilpost für Mikadelu Gidyon. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben.“

Gidyon streckte seine Hand nach der Botenkugel aus, hielt aber inne, ehe seine Finger durch die kristalline Hülle tauchten – das würden sie zumindest, wenn die Botschaft tatsächlich für ihn bestimmt war. Ansonsten würde sich der flüssige Kristall an der Oberfläche der Kugel zu einer undurchdringlichen Schale verhärten. Aber was, wenn es eine Falle war? Mikadelu umgab seine Hand mit einem Schutzzauber, streckte sie wieder aus, ließ sie abermals sinken.

Vielleicht würde erst der Schutzzauber die eigentliche Falle auslösen? Er musste sich sicher sein, dass weder von der Kugel, noch von ihrem Inhalt Gefahr drohte. Dazu musste er noch einmal einen Blick in die Zwischenwelt, ins Fluidum wagen, jenes Nirgendwo und Überall an den Grenzen von Zeit und Raum, unendlich weit entfernt und gleichzeitig zum Greifen nah, das wie ein hauchdünner und doch undurchdringlicher Schleier alle Welten voneinander trennte und miteinander verband. Dort konnte er hinter die Dinge blicken, unter ihre Oberfläche, bis zu ihrem Kern. Dort waren Sehen und Verstehen eins.

Feine Netze aus leuchtenden, schwingenden Energiefäden überzogen und umsponnen alles ringsum, zeichneten Formen und Konturen bunt schimmernd nach – oder gaben sie vielmehr vor. Ströme aus jenem sanft fließenden Licht, das die Magier „Photopneuma“ nannten, vereinigten sich in pulsierenden Knoten, um dann in sprühenden Sternenfeuern und Funkengarben zu zerplatzen. Alles floss, sich ständig entwickelnd und verändernd, dabei stets tiefer liegende, verborgene Strukturen nachbildend. Silbrig schimmerte einer der in der Alltagswirklichkeit unsichtbaren Driftpfade auf, die Alchimisten als Leitsystem für die Botenkugeln verlegt hatten. Schicht für Schicht waren auf dem Silberleuchten die photopneumatischen Spuren all jener Reisen



abgelagert, die die Kugeln darauf bereits unternommen hatten. Inmitten dieses Meeres aus flüchtigem Werden und Vergehen ragte jene Zusammenballung aus Macht, die er zuvor gespürt hatte, wie ein gewaltiger Leuchtturm in einen Himmel voller Sonnen, die er alle mit seinem Licht überstrahlte: der Beutel im Inneren der Kugel.

Er hatte also richtig vermutet. Die Lederhülle mit dem Siegel war ein Relikt aus einer weit zurückliegenden Vergangenheit. Je weiter jene Tage zurücklagen, desto längere Schatten schienen sie in Richtung Gegenwart zu werfen. Ja, Kevniker Navid hatte eine Schattenschale zu ihm geschickt, ein aus Basiliskenhaut gefertigtes Artefakt aus schwarzen Vorzeiten, dessen Magie vor allem einem Zweck diene: der Geheimhaltung. Welche Nachricht mochte er auf die Reise geschickt haben, dass er dieses Vorgehen für notwendig hielt?

Die photopneumatische Matrix der Botenkugel selbst hingegen war völlig unauffällig. Den Schutzzauber beließ Gidyon dennoch auf seiner Hand, als er schließlich nach dem Lederbeutel griff. Mühelos durchstießen seine Finger die Haut der Kugel und wurden von halblebendigem, zähflüssigem Kristall umspielt. Den Beutel umklammernd zog er seine Hand schnell wieder heraus. Sowohl seine Hand als auch der Beutel waren wie erwartet völlig trocken. Dennoch ekelte er sich, so wie jedes Mal.

Gidyon spähte durch die Eingangstür in den kleinen Vorraum hinter der Kugel. Dessen zweite Tür stand offen, dahinter lag nichts als die stumme Leere des Treppenhauses und der Aufzugsschacht. Er war alleine. Dennoch, es war besser nichts zu riskieren, wenn dem Abt in dieser Angelegenheit Diskretion so sehr am Herzen lag. Er schloss die Tür. Dann stieß er die Spitze seines Zauberstabs in die Kugel und durchquerte mit ihr Speisezimmer und Küche, ehe sie im Arbeitszimmer ankamen. Dort löste sie sich von seinem Stab und schwebte langsam nach oben, um sich mit einer an der Zimmerdecke hängenden Traube anderer,

dumpf vor sich hinglimmender Botenkugeln zu vereinigen. Mikadelu trat an seinen Schreibtisch, hatte aber nicht mehr die Geduld, sich zu setzen.

Er hielt den Atem an und brach das Siegel.

Nichts geschah. Natürlich nicht, die Botschaft war ja auch für ihn bestimmt. Er ließ seinen Atem ausströmen und schnürte die Lederhülle auf. Darin befand sich ein zusammengerolltes Blatt, das er eilig herauszog, aufrollte und zu lesen begann.

Die Wucht der Botschaft traf ihn derart unvermittelt, dass er tatsächlich zurücktaumelte, als hätte ihm jemand einen Schlag versetzt. Das Auge des Likhen-Ra war verschwunden! Schriftrolle und Zauberstab entglitten seinem Griff. Schwer ließ sich Gidyon auf den Schreibtischstuhl fallen.

Nach einigen Sekunden richtete er sich ruckartig auf, griff nach einer Feder und begann einen Brief aufzusetzen. Vorbereitungen mussten getroffen werden, in aller Eile, aber doch wohlbedacht. Es war so weit: Die Prophezeiung der Drei. Verbotenes Wissen, das seit Jahren auf seiner Seele lastete. Doch erst jetzt, nachdem die schlimmste aller vorstellbaren Katastrophen eingetreten war, vermochte er alle Zeichen zu deuten. Für einen Augenblick stand die Feder still, und Gidyons Blick wanderte über seinen Schreibtisch zu jener zerbrechlichen, violett blühenden Pflanze, die so lange schon seine einzige Gesellschaft hier in der Turmwohnung war. Als die Feder ihren hektischen Tanz zwischen Tintenfass und Briefpapier beendet hatte, hob Gidyon den schwarzen Lederbeutel vom Boden auf und steckte den Brief in ihren Schlund. Wie erwartet, zog sich die Schnur wie von selbst zu einem Knoten



zusammen, während das Siegelwachs zähflüssig wurde und gleich einer grotesken Schleimkreatur langsam an seinen Platz zurückkroch, um dort wieder als Siegel des Likhen-Ra zu erstarren. Die Schattenschale hatte verstanden. Sollte ein Unbefugter die Hülle öffnen, so würde er auf der Stelle zu Stein verwandelt werden.

Gidyon streckte die linke Hand mit der Handfläche nach oben aus. Eine pulsierende Welle fuhr durch die Traube von Botenkugeln an der Decke, dann löste sich eine von den anderen und sank auf Gidyons Hand herab. Mit einem Schmatzen nahm die Kugel den Beutel mit der Botschaft auf. Die befüllte Kugel auf seinen Stab gespießt, machte sich der Erzmagier auf den Weg zurück zur Eingangstür und öffnete sie. Dann schickte er seinen Geist im Fluidum den Driftpfad entlang, den die Kugel nehmen sollte: von der Turmwohnung durch den Innersten Hof, über den Campus der Universität, durch die Tunnel der Metronaut, über den Rosensee und durch den Graivenfurter Forst bis zur Klosterbastion, zur Wohnung des Abtes Navid. Während der geistigen Reise formte er aus den Knotenpunkten, die er passierte, und aus den Abzweigungen, die er nahm, ein Muster, ein Symbol. Dieses Symbol leitete er zusammen mit einem Befehl - „Eilpost für Kevniker Navid. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben!“ - durch seinen Stab in die Kugel. Seine Aufmerksamkeit sprang aus dem Fluidum zurück in die alltägliche Wirklichkeit, wo er beobachtete, wie die Kugel sich von seinem Zauberstab löste und durch den Vorraum davonschwebte. Während sie beschleunigte, verstärkte sich auch ihr weißes Glimmen. Ein letztes Aufblitzen, als die Kugel ihre Reisegeschwindigkeit erreichte, dann lag das Treppenhaus wieder in fahlem Dämmerlicht.

Mikadelu Gidyon eilte zurück in sein Arbeitszimmer. Dort fiel sein Blick auf den Boden, wo neben seinem Stab noch immer die Schriftrolle mit der ungeheuerlichen Botschaft lag. Niemand durfte sie zu Gesicht bekommen. Dafür würde ein einziges Zauberwort genügen: „*Valemathú!*“

Das Papier ging vollständig in Flammen und Rauch auf. Auf Gidyons gedachtes Kommando hin sprang ihm sein Stab in die Hand zurück.

Es gab viel zu tun. Langsam schwebte die nächste Botenkugel von der Decke auf seine ausgestreckte Linke herab.

Kapitel II



Rosabel

„Wir sind gleich dran!“ – Keine Reaktion.

„Nun mach schon! Beeil dich!“ – Rosabel musste lachen.

„Liann, das sagst du mir jetzt seit bald vier Jahren jeden Abend. Und, waren wir auch nur einmal zu spät auf der Bühne?“

„Nein, wir haben es immer irgendwie noch geschafft“, meinte Liann trocken. „Aber seit beinahe vier Jahren wünsche ich mir jeden Abend, nur einmal gemütlich aus der Umkleide zu gehen statt zu rennen.“

Jemand hämmerte ungeduldig gegen die Tür. „Wird das heute noch was? Was dauert da drin so lange, ihr blöden Schlampen?“

Shaks war schlecht gelaunt – wie immer.

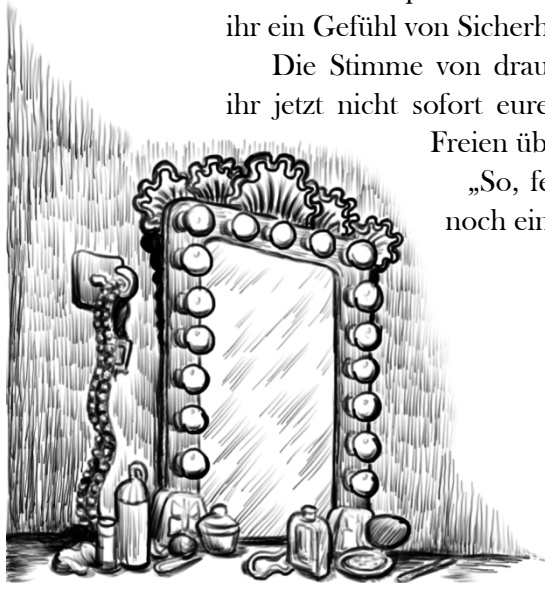
Rosabel blickte ein weiteres Mal in ihren Schminkspiegel und brüllte durch die geschlossene Tür zurück: „Nur noch eine Minute. Meine Haare sehen heute zum Kotzen aus.“

Vor dem glühlampengesäumten Spiegel türmte sich eine bunte Sammlung der verschiedensten Fläschchen, Tuben, Puderdöschen und weiterer wichtiger Kleinigkeiten. Rosabel kämpfte wieder einmal einen aussichtslosen Kampf gegen ihre Frisur – und sie war nur mit ein paar Haarnadeln bewaffnet.

„Das ist so was von unnötig!“, protestierte Liann. Damit hatte sie natürlich Recht, das wusste Rosabel. Ihre leuchtend roten Haare waren zu einer Vielzahl verfilzter Schlangen zusammengedreht, die – besonders wenn sie es eilig hatte – ein widerspenstiges Eigenleben zu entwickeln schienen. Ein paar Klammern richteten nicht allzu viel aus, doch gab es ihr ein Gefühl von Sicherheit auf der Bühne.

Die Stimme von draußen wurde tatsächlich *noch* wütender. „Wenn ihr jetzt nicht sofort eure Ärsche hier rausbewegt, könnt ihr heute im Freien übernachten!“

„So, fertig.“ Rosabel stand auf. „Oder vielleicht doch noch ein wenig Puder?“



„Rosabel!“ drängte Liann. „Wir müssen jetzt los! Shaks rastet gleich aus!“

„Hey, bleib lässig. Hilf mir lieber, schnell noch das Mieder enger zu schnüren.“

Liann verdrehte die Augen, trat hinter Rosabel und machte sich an die Arbeit. Das schwarze, nietenbesetzte Leder bedeckte nur den geringsten Teil von Rosabels blasser Haut, ihr Busen war fest umschlossen.

Sie grinste. „Das gibt ein paar Taler mehr, wirst schon sehen! Nach der Arbeit gehen wir zusammen bei Hamfricks frühstücken, ich lad dich ein.“

Endlich, Lianns Gesichtszüge entspannten sich. Sie legte ihre Hände auf Rosabels Schultern. „Ach Rosabel. Was wäre ich nur ohne dich?“

„Pünktlich, was sonst? Auf geht’s!“

Rosabel stürmte aus der Umkleide, Liann hinterher.

Gedämmtes rotes Licht hinter dunklen, schweren Samtvorhängen. Muskat, Nelken, Orangen: Der Geruch von Räucherwerk und Duftölen in der von schwitzenden Leibern aufgeheizten Luft, vermischt mit dem Qualm hunderter Zigaretten. Eine Bühne aus Metall, davor ein Steg, die Flut der sich drängenden Männer teilend.

Im Rhythmus der lauten, treibenden Musik mit den Hüften schwingend setzte Rosabel einen Stiefel vor den anderen, eine Reitgerte in der rechten Hand, eine Kette in der linken. Die Kette war an Lianns Lederhalsband befestigt; sie kroch auf allen vieren hinter Rosabel über den Steg. Dabei ging Rosabel recht grob vor, ruckte und zerrte an der Kette, sodass Liann immer wieder zu Boden geworfen wurde. Rosabel zerrte sie dann wieder in die Höhe und ließ als Strafe für ihren Ungehorsam die Reitgerte auf Lianns Hintern knallen. Dabei war sie die ganze Zeit darauf bedacht, ihr nicht wirklich wehzutun. Das fiel ihr nicht schwer, denn Liann und sie waren gut aufeinander eingespielt.



Rosabel stellte sich breitbeinig hin und presste die Reitgerte mit beiden Händen gegen ihren Nacken. Sie legte den Kopf zurück, die Augen geschlossen. Liann berührte mit ihren Lippen sanft die Innenseiten ihrer Schenkel.

Der Auftritt langweilte Rosabel, wie so oft. Hier auf der Bühne, vor einem Publikum johlender, lustäugiger Männer, fühlte sie sich einsam. Das machte ihr nichts aus. Vielmehr war sie traurig darüber, dass es ihr nichts ausmachte. Manchmal hatte sie versucht, das jemandem zu erklären – und selbst Liann verstand es nicht. Verdammt, Liann!

Mit Wucht sauste die Reitgerte nach unten, und Liann gab den überzeugendsten Schrei des Abends von sich, ehe sie einen wutgeladenen Blick auf Rosabel abfeuerte.

Ups.

Das würde später Ärger geben. Egal, spätestens nach dem Frühstück wäre alles wieder in Ordnung.

Zum Glück waren sie heute beide für den kurzen Dienst eingetragen. Rosabel mochte die Tage mit langem Dienst nicht besonders, an denen sie nicht nur vor, sondern auch noch nach dem Auftritt den größten Bewunderern ihrer Tanzkünste noch für ein paar private Stunden in den Kellerräumen zur Verfügung stand. Nicht als Rosabel, sondern als Herrin Algosia. Dort unten zwangen sie Herrin Algosia, ihnen Dinge anzutun, für die diese sie verachtete – was ihr ihre Aufgabe wenigstens erleichterte.

Lianns erneuter Aufschrei holte sie aus ihren Gedanken zurück auf die Bühne. Sie hatte wieder zu fest zugeschlagen.

Zum ersten Mal seit Rosabel in der Roten Laterne arbeitete, war sie froh darüber, direkt hinter der Bühne von Shaks abgefangen zu werden: Er bewahrte sie damit vor Lianns Wutausbruch.

„Hey, du! Mitkommen, schnell!“ Mit einem Fingerschnippen untermalte er den Befehl.

Rosabel wandte sich zu Liann um. „Wir sehen uns gleich in der Umkleide.“ Dann folgte sie Shaks.

„Was ist los?“, fragte sie. „Soll ich etwa doch den langen Dienst übernehmen oder was? Das kommt nämlich überhaupt nicht in Frage! Ich hab gestern schon ...“

„Fresse.“

Rosabel biss sich auf die Lippen und schwieg. Über lange Zeit hatte sie diesem schmierigen kleinen Kerl das Gefühl gegeben, er sei irgendwie wichtig. Das hatte ihr das Leben in der Roten Laterne um einiges erleichtert und sollte auch weiterhin so bleiben. Sollte er ruhig weiter in dem Glauben leben, er sei mehr als nur ein Laufbursche derer, die hier wirklich das Sagen hatten. Dieser Idiot! Es gab nur einen Grund, warum sie noch immer hier arbeitete – weil sie es so wollte und nicht etwa, weil er sie dazu zwang. Aber auch in diesem Wunschtraum würde sie ihn sanft weiterschummern lassen.

Sie folgte Shaks schweigend nach oben, vorbei an den Hinterzimmern und Separees, in denen einige ihrer Kolleginnen gerade ihre Freier um Geld und Körperflüssigkeiten erleichterten. Die ganze Zeit über tanzte sein dünner, fettiger Zopf unterhalb ihrer Nase auf und ab. Ihr verächtlicher Blick bohrte sich tief in seinen Nacken. Sie hätte ihn ohne weiteres töten können. Wieder stellte sie sich vor, wie sie das Messer, das sie an der Innenseite ihres linken Schenkels unter dem Strumpf versteckte, zog und es mit einem Stich in seinem Nacken versenkte, genau zwischen zwei Wirbeln. Aber nein. Shaks hatte zwar keine Freunde, aber dafür eine Menge Menschen, für die er Arbeit erledigte. Drecksarbeit, versteht sich. Außerdem war Shaks wiederum an Rosabels Diensten interessiert, und da diese ihr keine große Mühe bereiteten und sie zumindest mit ein wenig Geld und einem Dach über dem Kopf versorgten, hatte sie sich schnell an dieses Zweckbündnis aus gegenseitiger Verachtung und finanziellem Nutzen gewöhnt.

Vor der Tür zu Shaks Zimmer hielten sie an. Er nannte es immer sein „Büro“, doch wenn Shaks ein Büro besaß, dann war sie von Beruf Tänzerin. Er drehte sich zu ihr um, seine Augen gefährlich klein: „Es ist Eilpost für dich gekommen. Durchs Fenster. Von der Universität! Vertraulich und nur persönlich zu übergeben!“ Den letzten Satz sprach er abgehackt und mit monotoner Stimme, als wolle er einen Automaten imitieren. „Also Mädchen, was hast du mit den Zauberern zu schaffen?“

„Gar nichts hab ich mit denen!“ Die Lüge kam schnell, mit sicherer Stimme und hielt Shaks’ Blick mit Selbstverständlichkeit stand. Doch Rosabel wunderte sich. Das letzte Mal war lange her, und die Kontaktaufnahme geschah üblicherweise weniger auffällig. Umso leichter war es also, überrascht zu tun. „Was wollen die denn von mir?“

„Hörst du nicht zu? Ich hab dir doch gesagt: Nur persönlich zu übergeben. Das Drecksding hat dichtgemacht, als ich den Brief herausholen wollte. Aber eins sag ich dir, Süße: Du wirst mir gleich ausführlich erzählen, was los ist. Klar?“

„Ja, klar.“ Sie senkte ihren Blick.

„Hey, Kleines.“ Er spielte mit ihrem Haar. „Ich will dich doch nur vor Ärger beschützen, das weißt du doch.“

„Ja. Ich weiß.“ Arschloch, fügte sie in Gedanken hinzu.

„Dann verstehen wir uns ja. Wir wollen doch beide nicht, dass es hier bald von Blauhemden wimmelt. Du weißt: Wenn du Scheiße baust, gibt’s was auf die Fresse. Und zwar so gründlich, dass du ganz schön Schwierigkeiten haben wirst, deine Miete zu verdienen. Und wer die Miete nicht bezahlt, kriegt auch was auf die Fresse.“ Mit einem Lächeln schloss er die Tür auf: „Die Dame zuerst!“

Die Einrichtung in Shaks’ Zimmer war so geschmacklos wie seine Tätowierungen: ein Sammelsurium künstlerischer Fehltritte. Genau wie der Rest des Gebäudes, das einst einem einflussreichen Kaufmann gehört hatte, war auch dieses ehemalige Bürozimmer innerhalb weniger Jahre nach dem Besitzerwechsel aufs Erbärmlichste heruntergekommen: die

Wände vom Zigarettenrauch vergilbt, die hohen Fenster schmutzig und stumpf. Gefälschte Bakai-Holzmasken füllten die Freiräume an den Wänden zwischen wuchtigen Ölgemälden. Über dem blauen Flokatiteppich vor dem Ledersofa – wie so viele ihrer Kolleginnen hatte auch Rosabel genau hier ihr Bewerbungsgespräch mit Erfolg hinter sich gebracht – schwebte allerdings das, was am wenigsten in die Szenerie passen wollte: eine Botenkugel. Darin ein Brief mit dem Schlangensiegel der Universität Ryslak.



„Eilpost für Rosabel Marmonti. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben“, tönte die Kugel.

Shaks rief, als wollte er damit auch die Kugel ansprechen, in den Raum: „Wir haben hier keine Geheimnisse voreinander!“ Dann, an Rosabel gewandt: „Na los, hol den Brief raus!“

Zögerlich näherte sich Rosabel der Kugel. Als sie aber ihre Finger durch die schillernde Haut stoßen wollte, gab diese ein kaltes Knirschen von sich und trübte sich mit grauen Schlieren ein, bis der Brief nicht mehr zu sehen war. Die zuvor weiche Haut war zu einem undurchdringlichen Panzer geworden.

„Eilpost für Rosabel Marmonti. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben“, wiederholte die Kugel.

„Es geht nicht!“, sagte Rosabel zu Shaks, insgeheim froh darüber, dass sich die Kugel vor ihr verschlossen hatte. Nichts lag ihr ferner, als irgendetwas Persönliches mit diesem Scheißkerl zu teilen.

Die Schleier um das Kugelinere lichteten sich wieder, und die Oberfläche verflüssigte sich erneut.

„Versuch es nochmal!“, zischte Shaks. „Mach schon, Schlampe!“

Rosabel gehorchte, doch wieder kapselte die Kugel ihr Inneres ab. Shaks kochte vor Wut. Da half es nicht, dass die Kugel nicht müde wurde, ihre Worte unablässig zu wiederholen:

„Eilpost für Rosabel Marmonti. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben.“

„Vielleicht bedeutet ‚vertraulich‘, dass es nur geht, wenn ich alleine mit der Kugel bin“, wagte Rosabel vorzubringen.

„Wer entscheidet, wer sich in meinem Büro aufhält?“ Shaks tat einen Schritt auf Rosabel zu, gleichzeitig wanderte seine Hand zu seinem Messer. „Wer entscheidet das, hm? Entscheidest du das, hm?“ Rosabel wich zurück, als hätte sie Angst. Aus dem richtigen Abstand könnte sie ihn entwaffnen. „Sag, Schlampe! Wer? Du? Du?“ Er zeigte mit der Klinge auf Rosabel. Er hielt das Messer falsch. Plötzlich zuckte sein Blick zur Seite,

auf den inzwischen wieder sichtbaren, aber nach wie vor unerreichbaren Brief. „Oder vielleicht eine beschissene kleine Botenkugel?“

„Eilpost für Rosabel Marmonti. Vertraulich und nur persönlich zu übergeben“, belehrte die Kugel den Hausherrn.

Das war zu viel. Brüllend begann er auf die Kugel einzustechen und schrie dabei immer wieder:

„Mein Büro! Mein Brief!“

Rosabel sah, was kommen musste, und machte einen weiteren Schritt rückwärts. Das Messer glitt in einem ungünstigen Winkel von der Kugel ab und fuhr in Shaks' Oberschenkel. Sein Aufschrei übertönte die monotonen Mahnungen der Kugel. Rosabel bemühte sich, nicht zu grinsen und rief:

„Ich hole Hilfe!“

„Gar nichts machst du, du blöde Nutte!“, stieß Shaks hervor und humpelte zur Tür. „Du bleibst schön hier! Und wenn ich zurückkomme, sprechen wir darüber, was du mir eingebrockt hast!“

Er knallte die Tür zu. Danach waren das Klimpern seines Schlüsselbundes und das Klacken des Türschlosses zu hören.

In die darauffolgende Stille hinein wiederholte die Botenkugel ein weiteres Mal ihr Sprüchlein. Wenigstens die Kugel wusste, was sie an diesem verdamnten Ort zu suchen hatte. Rosabel hingegen ... So genau sie wusste, dass sie hier sein musste, so wenig verstand sie, wozu. Ihr Blick blieb an dem Universitätssiegel des Briefes hängen. Wenn irgendjemand ihr helfen konnte, ihr eigenes Rätsel zu lösen, dann Mikadelu Gidyon. Die Erinnerungen an ihn wusste sie zwar noch immer nicht einzuordnen, aber sie fühlte sich ihm auf eine ganz eigene Weise verbunden. Konnte es sein, dass es heute Nacht endlich soweit war? Hatte Mikadelu jene anderen gefunden, von denen er angedeutet hatte, dass sie zur Lösung des Rätsels benötigt würden?

Noch ehe Rosabel darüber nachdenken konnte, ob es eine gute Idee wäre, war ihre Hand auch schon in das flüssige Innere der Kugel getaucht und hatte den Umschlag herausgefischt. Sie öffnete ihn.

Der Brief war kurz und verriet nichts Genaueres, doch die Art, in der Mikadelu um ihre Hilfe „bei einer äußerst dringenden und wichtigen Angelegenheit“ bat, unterschied sich von den Anfragen, die sie gewohnt war. Da war etwas in den hastig niedergeschriebenen Zeilen ... die Ahnung eines Versprechens.

Rosabel ging zu Shaks' Schreibtisch, schnappte sich einen Stift und schrieb: „Ich komme“ unter Mikadelus Unterschrift. Dann faltete sie den Brief und steckte ihn zurück in den Umschlag. Als die Kugel ihn wieder aufgenommen hatte, entschwebte sie durchs offene Fenster in die Nacht. Ins Freie. Ja, die Kugel kannte ihr Ziel.

Rosabel sah dem fahlen Glimmen kurz nach. Dann fiel ihr Blick auf den Schreibtisch. Eine Idee drängte in ihr Bewusstsein, und es machte ihr ein wenig Angst, wie schnell sie sich selbst davon überzeugte, dass es eine gute war. Wenn sie die Nachricht des Erzmagiers richtig gedeutet hatte, würde sie bald Antworten auf ihre drängendsten Fragen erhalten. Dann würde sie endlich erfahren, wieso sie sich selbst zu diesem Leben gezwungen hatte. Sie blickte nach unten. Hier musste es sein. Mit einem gezielten Tritt zertrümmerte sie die rechte Seitentür. Zum Glück trug sie noch immer die schweren Lederstiefel. Hastig zerzte sie alle Schubladen heraus und schüttete ihren Inhalt auf den Boden. Mit Blicken und Händen tastete sie aufs Geratewohl in den überall verstreuten Blättern, Kartons und Tüten herum, warf Notizbücher, Tabletten und leere Zigarettenschachteln zur Seite. Ein Zurück war nicht mehr möglich: mit dem Einbruch in Shaks' Schreibtisch hatte sie ein Leben hinter sich gelassen. Wenn sie jetzt zu lange für ihre Suche brauchte, würde danach kein neues mehr kommen. Ihr Herz trommelte einen donnernden Rhythmus gegen das enge Mieder.

Ihre Hand schnellte nach vorne und zerrte einen dicken, braunen Umschlag unter einem Papierstapel hervor. Mit einem kurzen Blick vergewisserte sie sich. Tatsächlich ... Shaks war einfach zu blöd. Mittlerweile schien ihr Herz beschlossen zu haben, das Mieder einfach wegzusprengen.

Sie presste den Umschlag mit beiden Händen an ihre Brust, schloss die Augen und versuchte, ihren Atem zu beruhigen. Sie hatte nicht mehr viel Zeit. Zittrige Hände konnte sie sich jetzt nicht leisten. Der Weg durchs Fenster war zu gefährlich: Sie befand sich im zweiten Stock, und außerdem war der gut bewachte Haupteingang ganz in der Nähe. Sie ging vor der Tür in die Hocke. Das Schloss sollte kein Problem darstellen. Sie zog zwei Haarnadeln aus dem Gewirr der roten Filzschlangen auf ihrem Kopf und machte sich daran zu schaffen. Schon nach wenigen Sekunden gab das Schloss ein Klacken von sich, und die Tür sprang auf.

Ein Blick nach links, einer nach rechts, dann rannte Rosabel los, Richtung Erdgeschoss, vorbei an Plüsch, roten Lichtern und Stoffblumen. Die alten, muffigen Teppiche waren wie Watte unter ihren Füßen, und wie durch Watte rauschte die Welt während ihrer rasenden Flucht seltsam fern an ihr vorbei. Im Erdgeschoss dröhnte laute Tanzmusik, die Trommeln schienen den Rhythmus ihres Herzens nachzuhämmern. Rosabel drängte sich an zwei lachenden Kolleginnen vorbei in den Toilettenraum und schlug die Tür hinter sich zu.

Die Luft in dem weißgekachelten Raum war durchsetzt von einem üblen Gestank nach Urin, Duftölen und den Ausdünstungen des Zigarettenmassengrabs, das im vorderen Waschbecken vor sich hinfaulete. Außer Rosabel war niemand hier. Nur ein paar Türen weiter wartete Liann auf sie. Ob sie wohl schon bemerkt hatte, dass etwas nicht stimmte? Tja, egal – in Zukunft würde sie eben alleine frühstücken müssen. Das Einzige, das Rosabel aus der Roten Laterne in ihr neues Leben mitnehmen wollte, befand sich in ihrer linken Hand.

Sie huschte in eine der Kabinen und verriegelte die Tür. Ihre Hände zitterten, als sie den Umschlag öffnete und das Geld zu zählen begann. Alles, was sie und ihre Kolleginnen im letzten Monat verdient hatten. Nachdem Shaks die sogenannte Miete abgezogen hatte, blieb für Rosabel bei den Auszahlungen normalerweise nur ein winziger Bruchteil dessen, was sie gerade in den Händen hielt. Und was war das? Zwischen den Scheinen blitzten mehrere Photographien auf. Sie mussten vor nicht allzu langer Zeit entstanden sein: Sie zeigten eine von Rosabels Kolleginnen bei der Arbeit an einem prominenten Kunden. Einem erpressbaren Kunden. Richtig eingesetzt, wäre diese feine kleine Sammlung unvorstellbar viel mehr wert als das Geld. Das Glück war mit ihr! Sie zählte weiter. Das Rascheln der Scheine und das Tropfen eines undichten Wasserhahns vermengten sich mit der Musik, die dumpf von draußen hereindrang.

Dann mischte sich ein hässlicher Missklang hinzu. Ein Brüllen, das nur eines bedeuten konnte – Shaks hatte den Diebstahl bemerkt und die Verfolgung aufgenommen. Und er würde nicht alleine kommen. Hastig stopfte sie die Scheine wieder in den Umschlag, klappte den Toilettendeckel herunter und kletterte über den Spülkasten zum Fenster hoch. Mit lautem Klirren zerbrach die dünne Scheibe unter einem Schlag ihres Ellbogens. Das Gebrüll kam näher. Rosabel nahm den Umschlag zwischen die Zähne und zog sich nach oben.

„... dreckige Schlampe, wo bist du? Ich mach dich fertig! Ich mach dich fertig!“ Shaks musste jetzt direkt vor der Tür zum Toilettenraum stehen. „Hey, ihr da! Ist sie da drin?“ Jetzt würde sich zeigen, ob sie ihren Kolleginnen berechtigterweise so wenig Vertrauen schenkte. „... glaube, sie ist eben da rein“, ertönte eine hohe, mädchenhafte Stimme. Wie erwartet – diese bescheuerte Chenda hatte sie soeben verraten. Die Tür wurde so heftig aufgestoßen, dass die Klinke gegen die Wand knallte. Im selben Moment schnitt eine der stehengebliebenen Scherben in Rosabels Seite. Sie hätte gerne geschrien, doch es blieb ihr nichts, als fester auf den Geldumschlag zu beißen. Sie rutschte ein ganzes Stück nach unten,

wodurch der Schnitt in ihrem Fleisch noch tiefer und länger wurde. Rosabel entwich ein Schmerzenslaut.

„Hier hast du dich also versteckt! Oh Puppe, mein Messer freut sich auf dich. Ich werde dir jede Sommersprosse einzeln aus dem Gesicht schneiden!“ Die Türen der Kabinen wurden eine nach der anderen geräuschvoll aufgerissen. Schon nach wenigen Sekunden hatte Shaks die einzige besetzte Kabine gefunden. „Da drin ist sie! Helft mir!“ Jemand warf sich gegen die Tür.

Der Gedanke an die Schmerzen, die Shaks und seine Schläger ihr zufügen würden, verdrängte die tatsächlichen Schmerzen, und an einem Seil aus schierer Todesangst zog sich Rosabel wieder nach oben.

Die Tür gab mit einem lauten Krachen nach und jemand polterte in die Kabine. Es war Gyllarnd, wie Rosabel, die einen Blick zurückwagte, feststellte. Ehe er sich aufrappeln konnte, war Shaks schon vorgestürzt, seine Hände nach Rosabels Füßen ausgestreckt: „Hab ich dich!“

Es war kein besonders guter Tritt, aber für die Situation mehr als ausreichend. Shaks' Kiefer gab ein widerliches Geräusch von sich, und er taumelte betäubt zurück, nur um über Gyllarnds massigen Körper zu stolpern und hart auf dem schmutzigen Boden aufzuschlagen. Ein weiterer Mann setzte über die beiden hinweg, aber Rosabel hatte genügend Zeit gewonnen. Sie stürzte sich kopfüber in die Dunkelheit des angrenzenden Hinterhofs. Ihr Fall nahm ein schmerzhaftes Ende auf einem Stapel Bretter, die an der Hauswand aufgeschichtet waren. Ihr ganzer Körper tat weh, doch sie schaffte es, sich aufzurichten, immer noch verbissen in ihre Beute.

Drinne hatte Shaks Fassung und Stimme wiedergefunden: „Was steht ihr denn hier noch rum? Holt sie mir! Holt sie, verdammt!“

Trotz der Schmerzen musste sie laut lachen. Natürlich: Shaks war zu klein, um überhaupt an das Fenster ranzukommen – und die anderen beiden Idioten waren zu groß und zu breit, um durchzupassen. Über den Umweg durch den Club konnten sie sie nicht mehr einholen.

Shaks musste ihr Lachen gehört haben. „Warte nur!“, keifte er. „Wir finden dich, hörst du? Wir werden die ganze Stadt durchsuchen! Wir finden dich, auch wenn du uns jetzt entkommst.“

Rosabel hätte die Gelegenheit gerne mehr auskosten, aber sie wollte nicht zu viel von ihrem Vorsprung aufgeben. Also beschränkte sie sich auf das, was ihr am meisten auf dem Herzen lag. „Shaks“, schrie sie zu dem zerstörten Fenster hoch, „weißt du was? Fick dich! Macht ja sonst keiner!“

Sie stürzte, halb rennend, halb humpelnd, auf den Ausgang des Hofes zu. Nur weg, weg. Es waren die letzten Stunden der Nacht. Als sie etwas weiter eine mit verwehten Zeitungen übersäte Straße entlangstolperte, nahm sie den Duft frisch gebackenen Brotes wahr. Eine Gruppe angeheiterter Nachtschwärmer kam ihr auf der anderen Straßenseite entgegen und grölte etwas in ihre Richtung. Sie blickte nach hinten: Es schien sie niemand zu verfolgen. Und dann sah sie ihr Ziel aufleuchten, vorne an der Straßenkreuzung: Ein weißes „M“ auf blauem Grund wies auf den Treppenabgang zur Metronaut-Station hin. Die Stadt rief ihr mit ihrem Maul aus Stein „Freiheit!“ entgegen, und berauscht von diesem Ruf rannte sie die Stufen hinunter.



Vigo

„Na Vigo, fährst du heute nochmal raus?“

„Ja, ich fahr schon wieder den 623er Umlauf über Allerville und Hardenbruck, erst dann wieder in die Stadt“, antwortete Vigo und fügte dann mit einem Augenzwinkern hinzu: „Ich hab diese Woche echt Glück mit dem Dienstplan.“

„Gern geschehen“, entgegnete Kenneck Achtfinger, während er sich aus seiner Thermoskanne den dritten Kaffee in dieser Pause eingoss. „Der Abend heute ist auch viel zu schön, um ihn die ganze Zeit unter der Erde zu verbringen. Hey, Dynven!“ Er stupste den Jüngeren neben sich an, der mit dem Kopf auf die Tischplatte gesunken war. „Was sagst du dazu?“

„Au Mann“, stöhnte der, „ich sag gar nichts mehr. Ich weiß nicht, wie ihr das macht, aber ich werd mich nie an die Nachtschichten gewöhnen. Ich könnte hier auf dem Tisch einschlafen, ehrlich.“

Kenneck ließ sein raues Lachen ertönen. „Das kriegst du schon noch hin. Und bis dahin helf’ ich dir mit Kaffee aus. Die Bakai sind allesamt verdammte Hurensöhne, möge die Sonne ihnen ihren Segen versagen, aber von Kaffee verstehen sie was! Her mit der Tasse! Nicht, dass du irgendwann draußen auf dem See ’nen Mondfall baust und unser Held Vigo wieder mal ausrücken muss.“

Vigo lächelte und winkte ab: „Lass doch die alten Geschichten, Kenneck.“

„Jetzt tu nicht so bescheiden! Der Junge soll doch noch was lernen. Dynven, kennst du schon die Geschichte mit dem Mondfall? Als Vigo ’ne ganze Schulklasse aus dem See retten musste?“

Dynven hob seinen Kopf wieder von der Tischplatte und schien ein, zwei Sekunden konzentriert nachzudenken. „Hm ... Ich erinnere mich nicht. Nein, ich erinnere mich nicht ...“ Kenneck holte tief Luft, um die Geschichte zum Besten zu geben, da sprach Dynven weiter: „Ich erinnere

mich wirklich nicht, ob ich die Geschichte schon vier oder fünf Mal gehört habe.“

Alle drei brachen gleichzeitig in Gelächter aus. Ja, die Geschichte. Der Vorfall lag inzwischen über drei Jahre zurück, und doch blieb keinem, der bei den Verkehrsbetrieben in Ryslak neu anfang, diese Geschichte erspart. Vigo erhob sich zum Gehen.

„Jungs, ich muss los. Sehen wir uns übermorgen zum Tavaruk?“

„Erst übermorgen?“, fragte Kenneck. „Was ist mit morgen?“

„Ich muss mal wieder bei meinen Eltern nach dem Rechten sehen. Sie sind ja nicht mehr die Jüngsten, und der heiße Sommer macht ihnen die letzten paar Tage sehr zu schaffen.“

„Verstehe. Na gut, dann eben übermorgen.“ Kenneck sah rüber zu Dynven, der gerade an seinem Kaffee nippte. „Soll ich den Jungen auch mitbringen? Ich meine, wenn er genauso spielt, wie er fährt, sind wir beide übermorgen reiche Leute!“ Kenneck hustete ein Lachen über seinen eigenen Witz hervor. Dynven war inzwischen wieder wach genug, um sich zu entrüsten:

„Dass du dich da mal nicht irrst. Mein Lohn reicht ja nicht mal für mich. Warum muss das auch so wenig Geld sein für so 'ne Maloche?“

„So ist das hier nun mal geregelt“, sagte Vigo. „Und so schlecht ist die Arbeit nicht. Wenn ich an meine Zeit bei der Stadtwache zurückdenke, kommt mir das hier vor wie Urlaub. Also, was ist jetzt: Kommst du übermorgen auch?“

Dynven schüttelte den Kopf und grinste. „Geht nicht. Ich bin wieder mit Kashka verabredet.“ Als er Kennecks ungläubigen Gesichtsausdruck sah, legte er genüsslich nach: „Bei ihr zu Hause.“

„Was? Bei ihr zu Hause? Wird das etwa was Ernstes?“

Dynven schmunzelte. „Na hoffentlich nicht! Auf ernste Sachen hab ich grade keine Lust, und ich glaube, sie ist das richtige Mädchen dafür!“

Kenneck knallte seine Kaffeetasse auf den Tisch. „Ha! Vigo, hast du das gehört? Das richtige Mädchen ... Dass ich nicht lache!“

„Kenneck hat Recht“, frotzelte Vigo. „Wenn du ein *solches* Mädchen suchst, dann fahr doch rüber nach Yaddis! In der Kullbornstraße gibt es zig Läden, in denen du nur ...“

„Ach was!“, unterbrach Dynven. „Ihr beiden seid neidisch, das ist es doch. Ich meine: Kenneck, so wie du immer über deine Frau redest, wundert es mich nicht, dass du deine Abende lieber mit Kartenspielen verbringst. Und du, Vigo? Was ist mit dir und dem Weibsvolk? Wie lange ist es denn her?“

Das hatte gegessen. Vigo ließ sich aber nichts anmerken. „Das geht dich gar nichts an, Junge. Ich bin im Moment ganz einfach zu beschäftigt für so was. Die Arbeit, verstehst du?“

Kenneck hatte sich anscheinend wieder erholt. „Und über meine Emmi lasse ich nichts kommen, klar? Sie ist eine gute Köchin und eine tüchtige Hausfrau! Wenn du erst mal älter bist, dann wirst du mit ...“

„Ja, ja! Ist schon gut!“, beschwichtigte Dynven. „Du bist glücklich mit deiner Emmi und Vigo mit seiner Arbeit und das nächste Mal bin ich auch beim Tavaruk dabei, in Ordnung?“

„Vorsicht, nicht frech werden!“ Kenneck drohte zum Spaß mit erhobenem kleinem Finger – der sollte den fehlenden Zeigefinger ersetzen. „Sonst setze ich mich dafür ein, dass dein Dienstplan dich ein wenig öfter nachts wach bleiben lässt. Und das heißt dann für dich ...“

„... keine lauschigen Treffen mehr mit Kashka oder sonst wem!“ vervollständigte Vigo den Satz, um dann zufriedene Blicke mit Kenneck zu tauschen.

„Eins steht fest“, lachte Dynven, „wer Kollegen wie euch als Freunde hat, der braucht keine Feinde mehr.“

„So, genug gescherzt.“ Vigo zog seine dunkelgrüne Uniformjacke über. Sommer hin oder her – die Kleidung war vorgeschrieben. „Mann, ich schwitze jetzt schon. Es ist mitten in der Nacht und immer noch diese Hitze. Dieser Sommer schafft mich echt.“ Er rief noch ein „Macht’s gut!“ über seine Schulter und überließ die beiden ihren Sticheleien.

Auf seinem Weg durch die Korridore des Betriebshofs musste Vigo über Dynvens Worte nachdenken. Seit Annelie sich vor bald fünf Jahren von ihm getrennt und mit ihrem Sohn sowie zwei Koffern das Haus verlassen hatte, um mit einem Schauspieler ein neues, aufregenderes Leben in Glanzport zu beginnen, hatte es keine Frau mehr in seinem Leben gegeben. Nicht, dass er es nicht hin und wieder probiert hätte. Doch aus den wenigen Verabredungen, die er inzwischen hinter sich gebracht hatte, hatten sich nicht einmal die stets versprochenen Freundschaften entwickelt. Manchmal war er versucht, den Frauen die Schuld dafür zu geben; aber um ihn herum gab es jede Menge Männer wie Dynven oder Kenneck, die auf die eine oder andere Art erfolgreich beim anderen Geschlecht waren, und das, obwohl die meisten nicht einmal annähernd einen so athletischen Körper wie er hatten. Was mochte ihr Geheimnis sein?

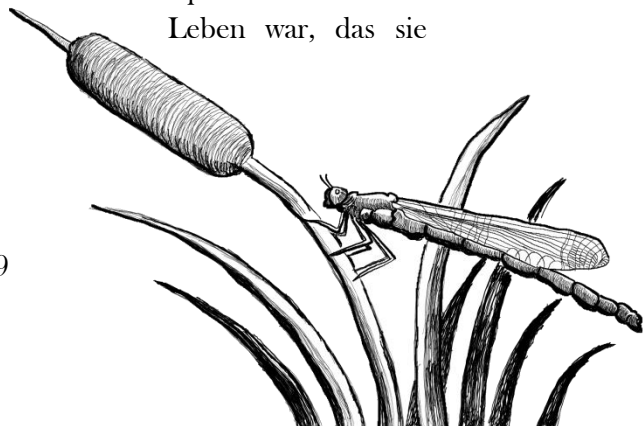
Vigo betrat den unterirdischen Metronaut-Hafen. Das riesige Gewölbe wurde durch kalte, künstliche Lichter erhellt, die sich auf der Wasseroberfläche spiegelten. Um diese Zeit war es relativ ruhig: Nur wenige der schlanken, vieltürigen elektrischen Schaufelradschiffe glitten über das Wasser zu einem der Tunnel oder von dort zu den Anlegestellen. Lautlos schwebten einige Botenkugeln vorüber – sie teilten sich die Tunnel mit der Ryslaker Metronaut. In ein paar Stunden, bei Tagesanbruch, würde hier wieder hektischer Hochbetrieb herrschen, denn die Metronaut war das wichtigste öffentliche Verkehrsmittel der Stadt und dies hier der Hauptbetriebshof. Wenn die verzweigten Tunnel die Adern der Stadt waren, so war das Wasser des Rosensees ihr Blut. Das Tunnelsystem befand sich auf einer Ebene mit der Oberfläche des Sees und war durch mehrere Öffnungen in der Stadtmauer auch von dort aus zugänglich. Dadurch war eine Verbindung zu den Ufersiedlungen hergestellt – Vigos Fahrtziel für diese Nacht.

Er schloss die Fahrerkabine auf, stellte seine Tasche an ihren Platz und schaltete die Scheinwerfer seines Schiffes ein. Eine Minute später raste die Metronaut der Linie 12 bereits unter den Straßen von Nalis durch die Tunnel Richtung Südwesten. Das Schiff passierte eines der kleineren Tore in der Stadtmauer: Von einer Sekunde auf die andere ließ es die Schwärze des Tunnels hinter sich zurück und schoss hinaus in die Nacht. Über ihm spannte sich die Weite des Sternenhimmels und ringsherum der mit blau und violett leuchtenden Wasserrosen übersäte See sowie das Glimmen der Nocturnalibellen.

Während sich das Ufer und der Hafen von Allerville näherten, kamen wieder einmal Vigos Erinnerungen an seine Zeit dort zurück. Er und Annelie hatten dort zu einem anständigen Preis ein Häuschen gekauft, in dem es ihnen an nichts fehlte. Die sonnengelben Vorhänge in der Küche, der kleine Garten mit dem selbst angebauten Gemüse, der Blick von der Terrasse auf die weitläufigen Kornfelder am Rand der Siedlung. Dafür hatte er seinen Posten in der Armee aufgegeben und sich zur Stadtwache versetzen lassen. Das war ohne Probleme vonstatten gegangen, da sein Vater Freunde an den entscheidenden Stellen hatte. Annelie hatte ihn darum gebeten. Sie hatte sich gewünscht, ihre Kinder könnten in ruhigen, sicheren Verhältnissen aufwachsen. Die Stadt auf der Dreiecksinsel hatte ihnen das nicht bieten können und ein Vater bei der Armee auch nicht, zumal der Krieg gegen die Bakai zu jener Zeit in eine kritische Phase getreten war und Vigo jederzeit an die Front hätte geschickt werden können. Er hatte das genauso gesehen, und so war er knapp vier Jahre lang zwischen Ufersiedlung und Stadt hin- und hergependelt, zwischen seiner kleinen Familie und seiner Arbeit für die Stadtwache in den Straßen von Ryslak.

Vier Jahre, ehe Annelie ihm eines hatte, wie unzufrieden sie mit dem sich zuvor so sehr gewünscht hatte.

Abends plötzlich eröffnet
Leben war, das sie



Noch immer verwahrte Vigo die Geschenke, die er damals in seiner Mittagspause gekauft hatte: ein Sommerkleid mit Blumenmuster für Annelie und ein hölzernes Spielzeugschwert für den kleinen Yörn. Eines Tages würde er ihnen nach Glanzport nachreisen, in die Stadt, in die Stadt ...

„Hallo? Hallo, hören Sie mich?“

Das Klopfen an der Scheibe seiner Fahrerkabine ließ Vigo herumfahren. Eine Frau stand davor und wedelte ungeduldig mit einem Geldschein. Während er in Gedanken versunken gewesen war, hatte er ganz automatisch den Hafen von Allerville erreicht, wo trotz der späten Stunde noch ein paar Leute eingestiegen waren, die meisten vermutlich Arbeiter auf dem Weg zu ihrer Schicht in einer der Manufakturen in Yadlis oder Nalis.

„Öh ... bitte?“, fragte Vigo.

„Einmal in die Stadt“, wiederholte sie. „Der Automat ist kaputt.“

Vigo verkaufte ihr einen Fahrschein, schrieb eine Notiz über den Automaten in ein Formular, dann setzte er die Fahrt fort.

Nachdem er alle Siedlungen am Südwestufer angefahren hatte, überquerte er wieder den See und hielt auf eines der Tore in der zu Yadlis gehörenden Südmauer zu. Dort tauchte das Metronautschiff unter die Stadt. Noch eine Dreiviertelstunde Fahrt durch die Tunnel, dann würde er den Betriebshof in Yalis erreicht haben und das Schiff dort parken. Der Betriebshof lag am westlichen Rand des Stadtteils, sodass er von dort aus sein Apartment in der Turmstadt in einer guten Viertelstunde zu Fuß erreichen konnte. Dort würde er sich noch eine Dose Eintopf aufwärmen und dann nach einem Bierchen in sein Bett sinken.

Wie ein Automat leierte Vigo die Haltestellenansagen herunter: Kurantstraße, Lindwurmplatz, Safranstraße, Kullbornstraße, Pferdemarkt. An dieser Stelle verließ die Metronaut den Tunnel, um eine der oberirdischen Strecken zu befahren. Es war ein Kanal mit niedrigen, aus Ziegelsteinen gemauerten Wänden, der sich durch die nördlichsten Teile

von Yadlis bis nach Yalis hinein zog. Links und rechts davon reihten sich dicht an dicht die typischen dreistöckigen, farbenfrohen Häuser des Studentenviertels, das die beiden Stadtteile miteinander verband; auch was die dort gängige Lebensweise betraf – jene wackelig ausbalancierte Mixtur aus unbekümmertem Lotterleben und eifriger Gelehrsamkeit.

Wieder klopfte jemand an Vigos Kabine. Er drehte sich um. Eine blasshäutige, rothaarige Frau in freizügiger Lederkleidung stand vor ihm. Sie atmete schwer und hielt sich die Seite. Sie war verletzt. Mit sichtlicher Mühe stieß sie ein: „Zur Universität, bitte!“ hervor. Die obszöne Bekleidung sollte wohl erotisch anziehend wirken, doch Vigo kam sie ordinär und geschmacklos vor. Seit wann interessierte sich den *so eine* dafür, ob sie einen Fahrschein hatte oder nicht? Nun, er würde sie ein wenig warten lassen! „Beim nächsten Halt!“, gab er knapp zurück.

Im Spiegel beobachtete er, wie sie hastig nickte und sich dann nach hinten umsah. Sie musste wohl etwa in seinem Alter sein, Anfang dreißig. Allerdings konnten Schminke und Puder im harten Neonlicht der Metronaut nicht überdecken, dass sie müde und verbraucht aussah. Und dann diese nach bakaischem Vorbild verfilzten Haare, wie rote, scheußliche Schlangen. Vigo kannte diese Paradiesvögel der Nacht, da sie um diese Zeit oft einen Teil seiner Fahrgäste stellten. Im Fahrgastraumspiegel blieb nichts von den schillernden Farben, mit denen sich diese erbärmlichen Existenzen Nacht für Nacht gegenseitig über ihre verschwendeten Leben hinwegzutäuschen versuchten. Er dankte Likhen-Ra dafür, dass er ihm genügend Weisheit geschenkt hatte, mit der ihm gegebenen Zeit etwas Vernünftiges anzufangen. Anders als jene Nachtschwärmer. Anders als Annelie. Und anders als dieses rothaarige Flittchen.

Gemmenstraße. Vigo ließ das Schiff sanft in die Haltestelle gleiten und wandte sich um: „Kaufen Sie sich ihren Fahrschein das nächste Mal am Automaten. Ich muss hier einen Aufpreis von zwei Talern verlangen.“

„Das ... das macht nichts“, antwortete sie und nestelte umständlich einen Geldschein aus einem Umschlag, während sie ihre andere Hand an ihre Seite gepresst hielt. Vigo nahm den Schein entgegen, nur um ihn gleich wieder abzulegen. Sie musste sich geirrt haben.

„Darauf kann ich Ihnen nicht herausgeben.“

„Ist in Ordnung. Behalten Sie den Rest.“

Das Geld hatte sie offensichtlich irgendwo geklaut. Vielleicht sollte er sie bei der Stadtwache melden? Zwei Botenkugeln für Notfälle befanden sich an Bord; ein Knopfdruck würde genügen. Vigo überlegte kurz, dann schob er seinen Fuß auf den unauffällig angebrachten Knopf. Nun musste er sie nur noch eine Weile hinhalten.

„Sind Sie verletzt? Ich habe Verbandszeug hier.“

Der laute Donnerschlag einer Explosion zerriss in diesem Moment die Stille der Morgendämmerung, und einen schrecklichen Augenblick lang wurde es taghell. Im aufblitzenden Licht sah Vigo, wie das Dach eines naheliegenden Hauses zerbarst. Brennende, herausgesprengte Teile stürzten gespenstisch langsam auf die Straße herunter. Flammen schlugen aus dem zerstörten Dach. Schreie hallten durch das Metronautschiff. Leute sprangen auf und rannten durcheinander, einige stürzten nach draußen.

Vigo spürte Wut in sich aufsteigen, seine Pflichten als Fahrer zwangen ihn aber zur Ruhe. Es gab klare Anweisungen für einen solchen Fall. Ehe er sich um die Fahrgäste kümmern konnte, musste er mit Hilfe der verbliebenen Botenkugel die Feuerwehr verständigen. Er riss ein Kurzformular vom Block, nahm die nötigen Eintragungen vor, warf es durch einen Schlitz in die Kammer der zweiten Kugel, und nach einem weiteren Knopfdruck schwebte ein Notruf in flüssigen Kristall gehüllt zur nächsten Feuerwache.

Die ersten Menschen rannten aus dem brennenden Haus, allesamt junge Männer und Frauen. Während das Feuer sich weiter durch das obere Stockwerk fraß, kamen immer mehr Leute nach draußen: Manche stützten Verletzte, andere mussten selbst getragen werden. Eine Frau mit Brille und hochgesteckten Haaren brach hustend auf der Straße zusammen, Kleider und Gesicht voller Ruß. Neben ihr kniete ein weinender junger Mann, in seinen Armen ein lebloses Mädchen, dessen Körper mit einem hässlichen, schwarzroten Muster aus Brandwunden bedeckt war.



Schon wieder diese elenden Bakai! Wer sonst sollte hinter diesem Anschlag stecken? Er musste die Passagiere beruhigen, damit er die Fahrt fortsetzen konnte. Die Feuerwehr würde sicher bald den Kanal nutzen wollen, um Löschwasser daraus abzupumpen. Er wandte sich wieder dem Fahrgastraum zu und wollte gerade seine Stimme erheben, als er bemerkte, dass die Rothaarige verschwunden war. Den Geldschein hatte sie mitgenommen.

Was für eine Nacht! Die Nachricht vom Sprengstoffanschlag hatte den Betriebshof in Yalis noch vor Vigo erreicht. Die beiden im U-Hafen anwesenden Kollegen brachten zunächst ihre Freude über seine Unversehrtheit zum Ausdruck, bestürmten ihn dann mit Fragen, um schließlich zu ihren Mutmaßungen über die Verantwortlichen und die daraus zu ziehenden Konsequenzen überzugehen. Schnell waren sie sich einig, dass es sich bei den Schuldigen ohne Zweifel um aufständische Bakai handeln musste. Seit ihrer Niederlage gegen das Königreich Cor im Westlandkrieg vor drei Jahren hatten diese Teufel immer wieder durch blutige Anschläge versucht, ihre gottlosen Ansichten durchzusetzen. Ryslak wurde dabei häufiger zum Ziel als die Hauptstadt, da einige der Erzfeinde der Rebellen hier wohnten: Einflussreiche Politiker aus der Partei des Neuen Morgens. Vikar Meruun mit seinen glühenden Predigten gegen die Bakai. Und natürlich General Mikadelu Gidyon. Die Attentate geschahen nicht allzu oft, aber regelmäßig genug, um keine Nachrichten von besonderer Bedeutung mehr darzustellen. Doch dieses Mal war es anders: Die Gewalt hatte eine neue Stufe erreicht. Als Vigos Kollege Drorven Kesbitt im Betriebshof auftauchte, wanderte der Gesprächsmittelpunkt sofort von Vigo zu ihm, hatte er doch einen Bruder bei der Feuerwehr und damit die neuesten Informationen. Die Bakai schienen einen neuen Sprengstoff entwickelt zu haben, der schwer zu löschende Brände verursachte. Angeblich war das Feuer inzwischen zwar

eingedämmt, jedoch noch immer nicht vollständig gelöscht. Und nicht nur die Feuerwehr, sondern auch die Heilerinnen hatten zu kämpfen.

Drorven war durch seine eigene Rede erst richtig wütend geworden: „Jetzt haben die Bakai die letzte Grenze überschritten. Die sehen nicht nur aus wie Tiere, das *sind* Tiere! Die können von mir aus alle verrecken! Jungs, ich sage euch: So was hab ich vorher noch nie gehört. Mein Bruder meint, so wie die Verletzten zugerichtet waren, wären sie besser gleich gestorben. Wenigstens wären sie dann in Gesellschaft ihrer Ahnen.“

Er senkte den Blick, legte seine Handflächen auf der Stirn übereinander und murmelte: „Möge Likhen-Ra ihre Seelen in seinem Licht reinigen.“ Alle taten es ihm nach.

Vigo war froh, dass er sich durch Drorvens Auftreten ein wenig aus der Diskussion zurückziehen konnte, denn Schuld begann mit eisigen Zähnen an ihm zu nagen. Als er damals den Geheimauftrag angenommen hatte, waren die Folgen nicht abzusehen gewesen. Und wenn doch? Hätte er dann anders gehandelt, überhaupt anders handeln dürfen? Immerhin war der Krieg jetzt beendet! Dafür hatte allerdings eine ganz eigene Art von Krieg ihren Weg nach Ryslak gefunden. Auch wenn sich die Stadt auf eine bedrückend pragmatische Weise an die Anschläge gewöhnt hatte, so belasteten sie doch das Gemüt der Bürger im Allgemeinen und das der dort lebenden Bakai im Besonderen, da diese nun ungeachtet ihres bisherigen Tuns und Lassens immer auch als mögliche Attentäter gesehen und daher immer öfter gemieden, benachteiligt oder offen angefeindet wurden.

Gerade hatte Kesbitt heftigen Beifall für seinen Vorschlag geerntet, in Zukunft jedes Attentatsopfer durch die Hinrichtung eines zufällig ausgewählten Bakai zu sühnen und dadurch den Terroristen die Zustimmung unter den Einwanderern zu entziehen, da sah Vigo, wie Téくだn Vesobári, einer seiner wenigen bakaiischen Kollegen, langsam und geduckt Richtung Ausgang ging. Seine schmalen Augen hatte er dabei voller Angst auf die lautstark diskutierende Gruppe gerichtet, in der alle

bis auf Vigo ihm den Rücken zukehrten. Er verschwand fast in dem Schatten der Mauer. Sicher wäre er genau das in diesem Moment sehr gerne gewesen: ein lautloser, verschwommener Schatten, der völlig unbemerkt aus dem Betriebshof entweichen könnte. Vigo blickte in die Gruppe, die sich gegenseitig ihre an Wut beständig wachsenden Sätze zuspielte wie glühende Feuerbälle; ein jeder fachte sie mit dem Atemhauch seiner Worte noch weiter an, um sie dann mit einer rohen Geste wieder in die Runde zu schleudern. Die Angst vor diesem Feuer hatte Tékudans Augen weit werden lassen, weit und weiß über seiner dunklen Haut – da kreuzte sich sein Blick mit dem Vigos. Der weiße Angstblick wog schwer genug, um Vigos Augen zu Boden zu zwingen, und ein weiteres Mal biss die Schuld zu wie eine schwarze Schlange. Als das Gift Vigos Herz erreichte, war Tékudan bereits aus der Halle entkommen.

War es Recht gewesen, ein Übel zu tun, um ein mögliches größeres zu verhindern? Hatte er denn überhaupt eine Wahl gehabt, und – falls ja – war seine Entscheidung nicht letzten Endes eine Entscheidung für den Frieden und damit die einzig richtige gewesen? Oder hatte ihn der Befehl tatsächlich von der Entscheidung und damit auch von der Verantwortung befreit? Und – falls er doch die Verantwortung zu tragen hatte – war diese gegenüber dem Leben Vieler nicht größer als gegenüber dem Leben eines Einzelnen?

Wie so oft, wenn er diese Gedanken nicht mehr beiseite schieben konnte, verdichteten sie sich zur Frage:

War es möglich, in einer falschen Situation eine richtige Entscheidung zu treffen?

Es war damals nicht das erste Mal gewesen, dass er getötet hatte; schließlich war er Soldat gewesen. Doch damals hatte er zum ersten Mal verstanden, was das Töten bedeutete: Es war nicht so, dass er mit seinem Messerstoß einen Menschen aus der Welt verbannt hatte. Nein, er hatte sich selbst durch seine Tat in eine andere Welt versetzt. In eine Welt, in der jener Mensch nicht mehr lebte. In eine Welt, in der er ein Mörder

war. In eine Welt, in der alle Farben bleich und grau erschienen – bis auf das Rot des Blutes, das bis heute schmerzhaft grell die Erinnerung an jenen Tag ausleuchtete.

„Hey, Vigo! Was ist denn los?“ Kesbitt schien bemerkt zu haben, dass Vigo mit seinen Gedanken nicht bei der Diskussion war. Jetzt bloß nicht auffallen! Sofort verurteilte er die in letzter Zeit bedenklich um sich greifende Politik der Toleranz gegenüber den Bakai und deren sündhafter Religion als einen zur Zeit leider modischen, durch die naiven Idealisten der Eintrachtspartei vertretenen, aber offensichtlich falschen Umgang mit den ständigen Anschlägen, denen doch letzten Endes nur durch unerbittliche Härte Einhalt geboten werden könne. Laute der Zustimmung, Kopfnicken: Prüfung bestanden.

In diesem Moment war ihm, als hätte er jenes Kind – bei Likhen-Ra, was war sie denn auch sonst gewesen als ein Kind? – ein weiteres Mal getötet. Nach Hause, schnell! Hoffentlich würde ihm Téくだn unterwegs nicht begegnen. Er verabschiedete sich mit einem Blick auf die Uhr und einem knappen Verweis auf den anstrengenden Tag von seinen Kollegen.

Vigo machte sich auf die gewohnte Art auf den Weg nach Hause: Er nahm eine Metronaut in Richtung seiner Wohnung, stieg aber schon an der Station Nymphenplatz aus. Das bedeutete eine zusätzliche halbe Stunde Fußweg, doch zum einen genoss er es, durch das gerade erwachende Ryslak zu spazieren, wenn noch nicht so viele der für die Stadt typischen doppelstöckigen Kutschen über das Kopfsteinpflaster polterten, zum anderen half ihm die friedliche Stimmung des Nymphenplatzes dabei, zuhause nach der Nachtschicht Schlaf zu finden.

Der Nymphenplatz war das ruhig schlagende Herz Ryslaks, weißer Granit gesäumt von wunderschön blühenden Bäumen, die Handelsreisende von fernen Orten wie dem ewig sommerlichen Amyakabuntur und den Flüsterwiesen von Ymeg mitgebracht hatten. Er befand sich genau in der

Mitte der Stadt, dort, wo die drei breitesten und prächtigsten Straßen aufeinandertrafen; meilenlange Alleen, die die Zentren der drei großen Stadtteile Nalis, Yadlis und Yalis bildeten und die Namen der Wappentiere trugen, die über dem entsprechenden Tor in die Stadtmauer gemeißelt waren: Hundestraße, Bienenstraße, Schlangenstraße. Zwischen den Stadttoren und den Wachtürmen am Ufer des Rosensees setzten sich diese Straßen auf steinernen, von mächtigen Arkaden getragenen Brücken



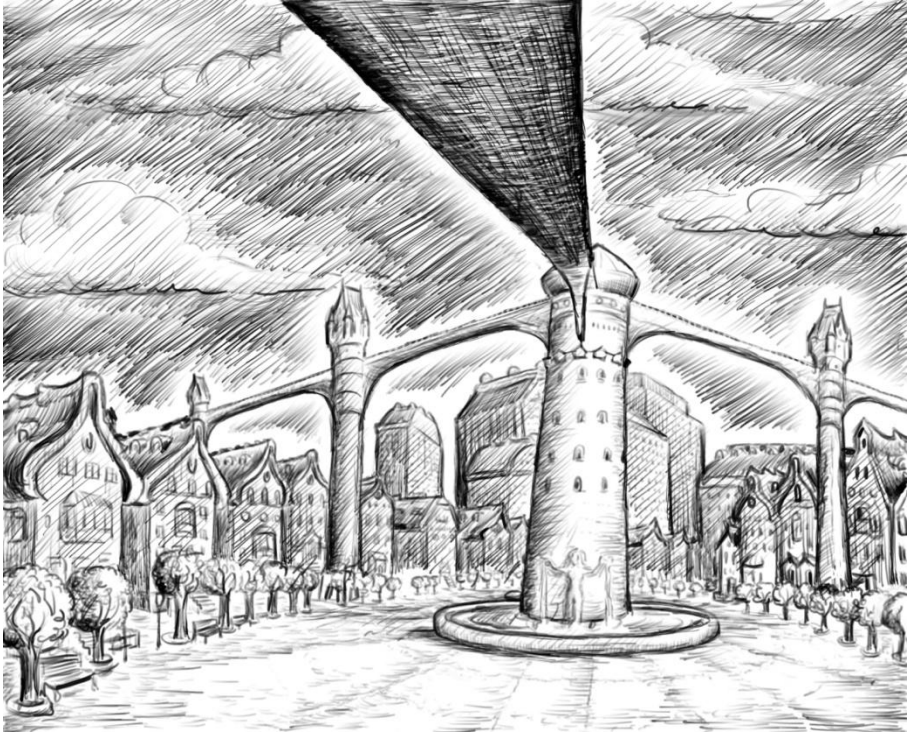
fort; ebenfalls mehrere Meilen lang und zu beiden Seiten gespickt mit Kutschstationen, Tavernen und billigen Absteigen; mit Kramläden, in denen Reisende beider Richtungen ihren nötigsten Bedarf decken konnten; und schließlich auch mit den bescheidenen, zwischen Lagerhäuser gekauerten Hütten der Fischer und den Holzverschlägen bakaiischer Hafenarbeiter. Ja, hier und da standen auf den Brücken auch von hohen, spitzenbewehrten Eisenzäunen umgebene Villen, vornehmlich in der Nähe von Wachhäuschen.

Von all diesem Trubel war aber dort im Zentrum, am Schnittpunkt der drei Hauptachsen, nichts zu spüren – erst recht nicht jetzt, im ersten Dämmerlicht. Vigo ging gemächlich über den weitläufigen Platz. Der Granit schluckte das Geräusch seiner Schritte, doch war ohnehin niemand in der Nähe, der es hätte hören können. Sein Ziel lag in der Mitte des Platzes, wo sich der von einer Kuppel gekrönte Magistratsturm erhob.

An der Kuppel trafen die Stege zusammen, die der Stadtwache als Brücken und Wehgänge über das Häusermeer von Ryslak dienten. Jeder der Stege verband einen der drei Ecktürme der Stadtmauern mit der Kuppel des Magistratsturms. Dazu kamen jeweils zwei Abzweigungen, die sich von der Mitte der Stege zu den Wachthäusern über den beiden jeweils benachbarten Stadttoren spannten. Die Stadtwächter nannten die so entstandene Form scherzhaft „die Wabe“. In regelmäßigen Abständen waren die Stege über Wachtürme mit dem Erdboden verbunden. Mit ziemlicher Sicherheit spähten gerade welche von Vigos ehemaligen Kollegen von dort oben auf ihn herab.



Vigo erreichte den Magistratsturm. Sein Fundament war von einem flachen Wasserbecken umgeben. Aus den steinernen Wänden des Turms ragten drei Brunnenfiguren von majestätischer Größe. Über ihren Ursprung wusste niemand mehr etwas. Es schien fast, als wären sie vor Urzeiten dort aus dem Stein herausgewachsen. Während er das Wasserbecken umrundete, betrachtete Vigo jede einzelne von ihnen so aufmerksam, als hätte er sie nicht schon unzählige Male gesehen.



Es waren die Statuen dreier Frauen: Ein junges Mädchen, eine Frau mittleren Alters sowie ein altes Weib, jede mit dem Rücken zum Turm, blickten sie in Richtung eines der Stadttore. Sie zeigten keine Gefühlsregung, wirkten aber nicht kalt. Ihr Blick war in die Ferne gerichtet

und doch schienen sie in sich gekehrt. Obwohl sie sehr schlicht gearbeitet waren, schienen sie Vigo fast lebendig. Das Seltsamste aber war, dass ihm drei Gesichter zusammen so vertraut waren wie das seiner Mutter, aber zugleich war ihm jedes einzelne fremd. Ihre Arme hatten die Statuen weit ausgebreitet, und aus ihren Handflächen rann Wasser in das Becken. Eine geladene Stille breitete sich von diesem Brunnen über den gesamten Platz aus, erfüllte ihn mit einer Präsenz, die mehr war als nur die Abwesenheit von Lärm und nicht nur auf die Zeit des Morgengrauens beschränkt: Auch tagsüber dämpften Händler dort ihre Stimmen und mäßigten Kinder ihre Spiele; selbst die in Ryslak ansonsten allgegenwärtigen Leierkastenspieler, die mit bestimmten Melodien auf die Waren ihrer Bauchläden aufmerksam machten, schienen einem ungeschriebenen Gesetz folgend nur in ehrerbietigem Abstand zum Brunnen zu musizieren. Es war ein Ort der Ruhe und der Kraft. Ein Ort der Einheit.

Einem plötzlichen Impuls folgend, ging Vigo am Rand des Beckens in die Hocke und tauchte die Hände ins Wasser. Kühle umhüllte ihn. Das Gegenteil der glühenden Wut, mit der seine Kollegen einander aufgestachelt hatten; das Gegenteil des Feuerballs, den er aus dem Haus in der Gemmenstraße hatte hervorquellen sehen und dessen Bild sich genauso heiß in seine Erinnerung eingebrannt hatte wie Tékudan Vesobáris angsterfüllte Augen. Vigo wusste, dass er im Wasser keine Erlösung finden würde, aber vielleicht wenigstens zeitweiliges Vergessen? Ohne weiter darüber nachzudenken, ließ er sein Gesicht in sein schuldbewusst blickendes Spiegelbild eintauchen und löschte es damit aus. Unter Wasser empfing ihn zeitlose Stille und Ruhe. So zeitlos, dass er hochfuhr, als er eine Hand auf seiner Schulter spürte. Er wusste nicht, wie lange er schon in dieser Position am Brunnen verharrt hatte.

Ein Mann starrte ihn erschrocken an und stammelte, während er sich langsam rückwärts entfernte: „Entschuldigen Sie, ich dachte Sie wären ... also, weil Sie so lange ...“

„Danke, es ist alles in Ordnung“, sagte Vigo. Er erhob sich. Ohne sich noch einmal nach dem Mann umzudrehen, ging er schnellen Schrittes in Richtung Hundestraße.

Nordwestlich des Nymphenplatzes, in Nalis, begann die Turmstadt – Vigos Wahlheimat, seit er nicht mehr am Seeufer wohnte. Der Wohnraum auf der Insel war im Laufe der Jahrhunderte immer knapper geworden, sodass der Magistrat schließlich zur Überzeugung gekommen war, man könne der misslichen Lage nur noch durch den Bau immer höherer Häuser Herr werden, wolle man nicht große Teile der Parks oder gar das Stadtwäldchen opfern. So wurde die Turmstadt geboren, die größte Ansammlung sich himmelhoch auftürmender Mietskasernen in ganz Ryslak. Wer dort wohnte, gehörte meist nicht zu den wohlhabenderen Bürgern der Stadt. Letztere pflegten einen möglichst großen Bogen um die Turmstadt zu machen, wenn sie nicht ohnehin statt im Trubel der Stadtinsel in einer der schmucken kleinen Siedlungen am Seeufer wohnten.

Vigo bog in die Straße zu seinem Wohnblock ein, als sein Blick auf den knapp zwei Meilen entfernten, am Rand des benachbarten Stadtteils Yalis gelegenen Basaltturm der Universität fiel. Selbst die gewaltigsten Häuser der Turmstadt wirkten klein gegen diesen dreihundert Schritt in den Himmel ragenden Giganten, um dessen Spitze sich eine steinerne, siebenschwänzige Riesenschlange wickelte, deren ausgestreckte Zunge zur Stadtmitte wies. Vigo sah den Turm jeden Tag, doch heute war ihm, als würde der Turm auch ihn sehen.

Er musste eine ganze Weile am Türschloss herumnesteln, denn wieder einmal war im Treppenhaus das Licht ausgefallen. So blieb ihm zwar der Anblick der abblätternden bleichgrünen Wandfarbe erspart, nicht aber der gewohnte immerwährende Geruch nach Rauch, Schweiß und

aufgewärmtem Essen. Egal, in seiner Wohnung hatte alles seine Ordnung, und nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, wusste er, dass auch in seinem Kopf gleich alles wieder am rechten Platz sein würde.

Ein schmales Bett unter dem einzigen Fenster an der Ostseite, ein schlichter Kleiderschrank, ein Tisch mit eingelassener Schublade, zwei Klappstühle, eine Kochnische mit Eisschrank und kleinem Wandregal, weinrot und hellbraun kariert Linoleumboden. Er hatte das Apartment möbliert übernommen und seit seinem Einzug vor vier Jahren nichts an der Einrichtung verändert, da er sie für äußerst praktisch befunden hatte.

Mit einer kühlen Flasche Bier setzte er sich an den Tisch und betrachtete die Photographie seines Sohnes Yörn, die er dort in einem kleinen Rahmen aufgestellt hatte. Das Glas reflektierte aus diesem Blickwinkel das Licht so, dass er sein eigenes Gesicht wie in einem Spiegel sehen konnte. Gleichsam schien Yörn zu verschwinden. Vigo versuchte, Yörn und sich selbst gleichzeitig zu sehen, doch es gelang ihm nicht. Hinter dem Glas war die Zeit stehen geblieben, während er älter wurde. Diese beiden Welten wollten nicht zusammenkommen, egal wie er seinen Kopf auch drehte. Er konzentrierte sich noch einmal auf Yörn und versuchte, dieses Bild aus glücklichen Tagen im Gedächtnis zu behalten, ehe er sich abwandte. Dann trat er ans Fenster, um den Vorhang zu schließen, damit er endlich schlafen konnte – doch sein Blick blieb am Basaltturm der Universität hängen, hinter dessen Silhouette die Morgensonne aufzuleuchten begann. Da sich Vigos Apartment in der östlichen Turmstadt und im sechzehnten Stockwerk befand, versperrte ihm nichts die Sicht. Selbst von hier aus erschien der Turm gewaltig, die ihn umwickelnde siebenschwänzige Steinschlange im ersten Licht wie zum Leben erwacht. Der Schatten des Turms wies um diese Zeit geradewegs auf das Haus, in dem Vigo wohnte.

Es klopfte.

Als er wenige Minuten später auf Mikadelu Gidyons von einer Botenkugel überbrachte dringende Einladung hin das dritte Mal in seinem

Leben in Richtung Basaltturm unterwegs war, hätte er nicht behaupten können, überrascht zu sein. Es passte irgendwie zu diesem Morgen.

Shaina

Sie hasste dieses Gesicht. Ihr Gegenüber schien ihre Gedanken zu erraten und starrte ebenso hasserfüllt zurück, direkt in ihr unversehrtes Auge. Sie würde auch heute, wie schon seit vier Jahren, keine Gnade erfahren und darum ihren Blick als Erste abwenden. So langsam und so weit, wie es ihr nur möglich war, drehte sie ihren Kopf über ihre linke Schulter zur Seite, den Blick stets nach vorne gerichtet. Das seelenlose Ungeheuer im Spiegel äffte die Bewegung nach. Wenn sie genau so blieb, war nur ihre gesunde Gesichtshälfte im Spiegel zu erkennen. Doch diese war durch Kummer und Schmerz müde geworden. Das verbliebene Haar war matt und stumpf, und für das Haar einer Dreiundzwanzigjährigen hatte sich zu viel Grau unter das Kastanienbraun gemischt.

Sie beugte sich hinab zum Waschbecken und reinigte sich behutsam. Dann betupfte sie ihre linke Gesichtshälfte mit einem kühlenden Balsam. Wenigstens für die nächsten paar Stunden würde das Brennen ein wenig gelindert sein. Der Kräuterduft des Balsams gehörte inzwischen genauso zu ihrem Leben wie die Schmerzen, die durchwachten Nächte oder das Starren und Tuscheln der Leute auf der Straße. Sie hasste den Geruch und alles, was damit zusammenhing.

Als nächstes war der Verband dran. Sie umwickelte Hals und linke Kopfhälfte mit steriler Gaze, wie sie es damals im Haus der Heilerinnen gelernt hatte. Den Verband müsse sie am besten täglich, mindestens aber alle drei Tage wechseln, so hatten die Heilerinnen ihr gesagt. Nur dann bestünde für sie die Chance, in ein paar Jahren eine magnetfixierte Epithese zu erhalten. Damit war eine abnehmbare, künstliche

Gesichtshälfte gemeint. Diese würde ihr, so die Heilerinnen, die „psychosoziale Eingliederung“ wesentlich erleichtern.

Bis dahin musste sie mit der Maske auskommen. Sie war aus leichtem, weiß lackiertem Holz



gefertigt und so abgemessen, dass sie genau den verbrannten Teil von Shainas Gesicht bedeckte. Mit schwarzer Farbe hatte sie selbst ein stark vereinfachtes Auge und ein paar filigrane Pflanzenranken daraufgemalt. Der Mund war ausgespart, da er zum Glück kaum betroffen war. Vorsichtig drückte sie die Halbmaske auf den Verband und verknötete das breite, schwarze Halterungsband hinter ihrem Kopf. Fertig.

Was die „psychosoziale Eingliederung“ betraf, schien ihr die Maske eher hinderlich. Es war paradox: Mit der Maske erregte sie so viel Aufmerksamkeit, und doch wollten so wenige Menschen mit ihr zu tun haben. Wut flammte in ihr auf. Hatten die ach so weisen Heilerinnen eigentlich auch die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass die Sache mit der Eingliederung nicht in erster Linie ihr Problem, sondern vielmehr das ihrer Mitmenschen war? Sie musste ihre Wut und ihren Hass irgendwohin richten. Da weder die Heilerinnen, noch ihre übrigen Mitmenschen ständig in ihrer Nähe waren, hatte sie sich für ihr Gesicht als Ziel entschieden. Ja, sie hasste dieses Gesicht.

Virginias Klopfen an die Tür des Badezimmers holte sie aus dem Spiegel wieder in die Wirklichkeit zurück. „Shaina? Kann ich reinkommen?“

Shaina griff schnell nach einer Nagelfeile und tat so, als sei sie in intensive Maniküre vertieft. Sie lachte laut. „Ja, klar doch! Seit wann wartest du denn überhaupt meine Antwort ab?“

Virginia hatte kaum ihre üppige Körperfülle ins Badezimmer bewegt, da sprudelte es auch schon ohne Atempause aus ihr hervor.

„Wie findest du die hier? Hab ich heute bei Koppenege gekauft, während ich Professor Gidyons Vorlesung über Differenzielle Psionik geschwänzt hab. Du hast doch hoffentlich mitgeschrieben? Ich weiß, das Rot beißt sich ein wenig mit meiner Jacke; aber ich dachte, wie lange hab ich die nachher schon an? Und die Strickjacke kann ich dazu echt nicht anziehen. Wozu auch bei der Hitze? Eigentlich ist es ja egal, Milla wird sich sowieso wieder ihr Maul zerreißen. Was findet Stafford nur an ihr?“

Ein Wunder, dass sie ihm erlaubt hat, andere Frauen zur Party einzuladen. Was ziehst du denn überhaupt an? Du lässt doch nicht etwa das hier an?“

Shaina zögerte kurz. „Na ja ... ich dachte ... also, ich weiß gar nicht so genau, ob ich wirklich hingehen will.“

„Bitte? Du weißt es nicht?“ Virginias Empörung wirkte auf Shaina nicht gespielt. „Hallo, es geht hier um *die* Party des Semesters! Abtanzen und Alkohol bis zum Umfallen! Alle sind da!“ Mit einem Grinsen fügte sie hinzu: „Auch Stafforts Freunde und die anderen Jungs aus dem Wohnheim ...“

„Toll. Das Einzige, was die vielleicht von mir haben wollen, sind meine Vorlesungsmitschriebe.“ Manchmal kam es Shaina so vor, als sei Virginia nicht nur für ihr entstelltes Gesicht, sondern auch für ihre eigenen Gewichtsprobleme blind. Kein Mann auf der Party würde sich nach den beiden umdrehen, es sei denn, ein Freund hätte ihn kurz zuvor mit einem sanften Ellbogenstoß in die Rippen darauf aufmerksam gemacht, dass es da vorne etwas Lustiges zu sehen gebe. Die beiden würden kurz zusammen lachen, sich zuprosten und dann wieder der Bar zuwenden. So oder ähnlich war es schon viele Male gelaufen. Virginia und Shaina, die Zweifrau-Freakshow. Ihre Wohngemeinschaft war doch bei ehrlicher Betrachtung nichts anderes als eine Zweckgemeinschaft der Verliererinnen. Virginia besaß nur ein beneidenswert schlechtes Gedächtnis, was solche Vorfälle anging. Und schon holte sie wieder zu einer ihrer unerträglich optimistischen Antworten aus:

„Jetzt mach mal halblang! Darf ich dich daran erinnern, wie wir letztes ...“ Sie stockte, ihr Blick wanderte von Shainas kummervollem Gesicht zum Spiegel und wieder zurück. Ein kurzes Stirnrunzeln, dann zog sie beide Augenbrauen hoch. „Du hast es doch nicht schon wieder getan? Hast du etwa wieder die ganze Zeit in dieses blöde Ding gestiert?“

Die Antwort kam in Form einer Träne, die langsam ihren Weg über Shainas unmaskierte Gesichtshälfte suchte. Virginias Stimme wurde ganz

weich, während sie einen Schritt auf Shaina zumachte und sie umarmte: „Ach Shaina. Es tut mir so leid. Ich weiß nie genau, wie ich dir helfen kann. Natürlich könnte ich so tun, als sei alles in Ordnung, um dich von deinen Gedanken abzulenken. Aber dann fürchte ich jedes Mal, dass ich dir gleichgültig vorkomme. Und wenn ich dich übervorsichtig behandle, erinnere ich dich doch nur ständig daran.“ Sie strich ihr durchs Haar und fuhr fort: „Ich wirke auf dich vermutlich immer entweder aufdringlich oder desinteressiert. Ich bin keine gute Freundin.“

„Das stimmt.“ Shaina hob ihren Kopf ein wenig von Virginias Schulter. „Du bist keine gute Freundin. Du bist die beste, die ich mir vorstellen kann. Es macht mich stolz, dass ich mit dir befreundet sein darf.“

„Ich bin es, die stolz sein muss. Du bist eine bewundernswerte Frau. Eine bewundernswert starke Frau.“

„Oh ja, so stark.“ Shainas Stimme wurde bitter, und sie löste sich aus Virginias Umarmung. Mit einer beiläufigen Handbewegung wischte sie die Träne beiseite. „Entschuldige, aber das klingt für mich jedes Mal wie eine Forderung. Ich bin nicht stark. Und wie eine Frau fühle ich mich auch nicht. Ich fühle mich nicht mal wie ein Mensch.“

„Du *bist* eine Frau“, gab Virginia sehr bestimmt zurück. „Und ein wirklich besonderer Mensch. Dir sind schlimme Dinge passiert, aber auch diese Dinge gehören zu dir und machen dich besonders.“

„Sicher.“ Shaina gab ein Lachen von sich, das ihr selbst wehtat. „Jetzt hör mir mal zu: Diese Dinge machen mich nicht besonders. Sie machen mich nur besonders hässlich. Oh, und besonders traurig, das ist alles. Aber du, du musst natürlich immer alles positiv sehen, immer das Beste aus allem machen. Du erlaubst es mir gar nicht, traurig zu sein.“

„Doch, das tue ich. Aber ich erlaube dir nicht, dass du dich unglücklich machst.“

„Dass *ich* mich unglücklich mache? Hallo?“ Wut stieg in Shaina auf. „Hab ich mir das alles etwa so ausgesucht?“

„Kommt darauf an, was du meinst. Was dir passiert ist, hast du dir nicht ausgesucht. Aber was es jetzt mit deinem Leben macht, das schon. Hier hast du sehr wohl eine Wahl, und leider scheinst du dich dafür entschieden zu haben, in deinem eigenen Saft zu schmoren, anstatt auf die Welt zuzugehen.“

„Auf die Welt zugehen – das bedeutet für dich also zum Beispiel, sich auf Stafforts Party auslachen zu lassen? Virginia, kapier es doch endlich: Wir haben dort nichts zu erwarten. Zumindest niemanden, der uns liebt. Von dem, was Männer wollen, sind wir beide so unendlich weit weg.“

„Ach, Blödsinn! Hast du Yergen vergessen? Du weißt, dass er mich geliebt hat.“

„Ja, das stimmt. Aber vielleicht sollte ich dich fragen, ob *du* ihn vergessen hast. Wie soll ich mir sonst erklären, dass du sein Andenken mit Füßen trittst, indem du dich schon heute wieder für die besoffenen Typen auf einer Wohnheimparty auftackelst?“

Virginia atmete in einem heftigen Stoß aus. Shaina konnte sich vorstellen, dass sie nun tatsächlich – typisch Virginia – innerlich bis fünf zählte, ehe sie ihren Atem zur Antwort sammelte. Was auch immer sie tat, es schien zu wirken, denn sie sprach nun mit einer Ruhe, die Shainas Wut noch einmal auflodern ließ:

„Wüsste ich nicht, wie verletzt du bist, könnte ich dir diese Gemeinheit kaum verzeihen. Aber ich weiß es, deshalb ist es in Ordnung. Es sind inzwischen anderthalb Jahre vergangen, seit Yergen verschwunden ist. Ich glaube kaum, dass ich sein Andenken ehre, indem ich mich dem Leben verweigere, mich von Partys fernhalte oder konsequent schwarz trage. Er hätte es jedenfalls nicht so gewollt.“ Ein neuer Gedanke ließ ihr Gesicht in einem Lächeln aufleuchten. „Er hätte gewollt, dass ich mich heute Abend bei der Party amüsiere – zusammen mit dir! Dass du dich schnell umziehst, zu mir auf den Balkon mit rauskommst und noch gemütlich einen Eistee mit mir trinkst, ehe wir losziehen!“

Eigentlich tat Shaina leid, was sie zu Virginia gesagt hatte, und sie wünschte sich, einfach nur ihrem versöhnlichen Vorschlag folgen zu können. Aber wieder einmal hatte sich Bitterkeit in ihr angesammelt wie ein Gift, das ausgespuckt werden musste, und so hörte sie sich sagen: „Ach, glaubst du, man kann alle Probleme der Welt einfach mit einem Glas Eistee wegspülen? So einfach ist das nicht.“

„Du hast Recht. Mit einem Tee kommen wir hier tatsächlich nicht mehr weiter“, sagte Virginia. Ihr Lächeln verblasste aber nicht, als sie fortfuhr: „In diesem Fall hilft höchstens noch ein Glas Wein. Ist zum Vorglühen sowieso besser geeignet, und zufällig habe ich noch ein Fläschchen roten Smöldergarter in meinem Zimmer. Also, kommst du jetzt endlich?“ Sie zwinkerte Shaina zu und breitete ihre Arme aus. Wieder einmal hatte sie es geschafft. Sie hatte Shaina durchschaut: Shaina und ihren durch Kummer genährten Stolz, der sich stets zu den unpassendsten Gelegenheiten zeigte und immer dort Abstand zu schaffen pflegte, wo Shaina sich Nähe wünschte. Wieder einmal fühlte es sich gut an, so durchschaut zu werden.

Shaina schmiegte sich an Virginias warmen, weichen Körper, während ihre Erleichterung in Form einer weiteren einzelnen, stummen Träne den Weg nach außen fand. „Virginia, ich hab dich lieb. Woher nimmst du nur immer deine Geduld mit mir?“

Virginia zögerte kurz. „Ich schätze ... ich schätze anderthalb Jahre warten haben ausgereicht, um Geduld zu erlernen.“ Einen Moment schien es, als hätte eine dunkle Wolke selbst über Virginias sonniges Herz ihren Schatten geworfen, doch das Licht brach sofort wieder durch: „Jetzt aber raus auf den Balkon! Der Wein hat seine ideale Reife genau heute Abend erreicht, genau jetzt in diesem Moment – da bin ich mir sicher!“



Die darauffolgenden Stunden nahmen zunächst einen geradezu typischen Verlauf, der nicht den kleinsten Hinweis auf die Katastrophe barg, die sich an jenem Abend noch ereignen sollte. Shaina und Virginia benötigten – inspiriert durch je eine halbe Flasche roten Smöldergerter – noch beinahe zwei Stunden, ehe beide mit Kleidung, Schminke und Frisur zufrieden genug waren, um sich zum Wohnheim in Yaddis aufzumachen. Die Party stand unter dem Motto „Sommerspaß“, und man hatte die Gäste auf den Handzetteln mit der Einladung darum gebeten, sich entsprechend zu verkleiden. Auf der Suche nach brauchbarem Material war Virginia auf einen leuchtend gelben Hut mit riesiger Krempe gestoßen, Shaina dagegen auf einen vertrockneten Blumenstrauß, den sie sich unter Zuhilfenahme des Haltebandes ihrer Maske einfach in die Haare gesteckt hatte. Während dieser Zeit hatte ihre Ausgelassenheit in gleichem Maße zugenommen wie die Lautstärke der Musik in ihrer kleinen gemeinsamen Wohnung. Als sie endlich an der Haltestelle Gemmenstraße lachend aus der Metronaut stolpterten, hatten sie bis dahin bereits mehr gesungen und getanzt, als sie es während der gesamten Party noch tun würden. Einen wesentlichen Teil der Schuld daran trug Jasko Rigdal, der an jenem Abend für die Musik verantwortlich war. Das von ihm organisierte Drehleier-Trio verstand sich darauf, die Tanzfläche die meiste Zeit über leer zu halten.

„Ich glaube ja“, sagte Virginia, während sie mit einem Trinkhalm in ihrem Cocktail herumstocherte, „dass Jasko nur deshalb eine so üble Musikkapelle bestellt hat, damit er selbst nicht in die Verlegenheit kommt, sich rhythmisch bewegen zu müssen. Ich finde ihn echt nett, aber es ist sehr zuvorkommend von ihm, dass er uns den Anblick erspart. Nun, wenigstens mixen die hier einen echt leckeren Moskani. Oder wie ist deiner?“

Shaina nuckelte weiter an ihrem Getränk und gab nur ein zustimmendes „Mhm“ von sich, während sie zum zehnten Mal das zerschlissene Rückenpolster ihres Sofasessels zurechtrückte. Einen

schaurigen Augenblick lang überlegte sie, wie viele Partys ihre Sitzgelegenheit bereits ohne eine mehr als oberflächliche Reinigung mitgemacht haben mochte. Sie schüttelte den Gedanken ab, stellte ihr Glas auf den niedrigen Tisch vor sich und lenkte ihren Blick zur Eingangstür. In diesem Moment trat ein junger Mann mit Blondschoopf und himmelblauem Hemd ins Zimmer. „Oh, Virginia! Sieh mal, wer da kommt!“ Mit einem Ruck drehte Virginia ihren Kopf. „Doch nicht so auffällig, du blöde Kuh!“, kicherte Shaina und senkte ihren Blick.

„Jetzt hab dich nicht so“, gab die Beschimpfte zurück, ohne den Blick abzuwenden. „Ah ja: Tovren, unser Tutor in Thaumaturgie. Und, zugegeben, ein echter Schnuckel.“

„Geht es denn noch lauter?“, zischte Shaina und bedeckte den maskenlosen Teil ihres Gesichtes mit der linken Hand.

„Klar doch“, brüllte Virginia fröhlich. „Unser Tutor in Thaumaturgie und ein echter Schnuckel!“

„Virginia!“

Es war Tovren nicht anzusehen, ob er etwas gehört hatte, aber er bewegte sich nun zielstrebig auf den Tisch der beiden Freundinnen zu. Er schickte sein Lächeln voraus, welches noch mehr als gewohnt leuchtete, da er sich eine Sonne über sein Gesicht gemalt hatte. Wenn schon nicht im Erdboden, so wäre Shaina gerne wenigstens in ihrem Sessel versunken, aber Tovren war schon angekommen.

„Hey ihr beiden“, sagte er, „seid ihr schon lange hier?“

Anstatt zu antworten, öffnete Shaina nur leicht ihren Mund und wandte sich dann in Virginias Richtung. Virginia antwortete – nach einer Pause, die ein winziges bisschen zu lang war, um nicht peinlich zu wirken: „Nee, vielleicht ’ne halbe Stunde. Höchstens.“

„Gut!“ Tovren lächelte abermals. „Dann bleibt ihr ja noch ’ne Weile!“ Nun konzentrierte er sein Lächeln auf Shaina und ging vor ihrem Sessel in die Hocke, anscheinend um ihr Glas besser in Augenschein nehmen zu können. „Das sieht gut aus. Was trinkst du denn da?“

Sehr gut! Eine einfache, eindeutige Frage! „Einen Moskani“, gab Shaina so knapp und trocken zurück, dass sie sich hätte selbst ohrfeigen können, doch Tovren lieferte bereits die nächste Vorlage: „Und, empfehlenswert?“

„Ja, also, wenn du ...“, begann Shaina zögerlich, doch in genau diesem Moment rief jemand nach Tovren. Ein beliebter Kerl!

„Tut mir leid“, sagte er, während er sich aufrichtete und dabei jemandem kurz über seine Schulter zunickte, „ich muss schnell mal einem Freund Hallo sagen!“ Verdammt, sie hatte ihre Chance vertan! „Ich bin in fünf Minuten wieder da, okay?“ Wie zum Beweis spreizte er die Finger seiner rechten Hand. „Fünf Minuten, wirklich! Bis gleich!“ Er meinte es wohl wirklich ernst! Sie hatte ihre Chance vielleicht doch nicht vertan ... Ihre Chance worauf eigentlich?

Virginia blickte Tovren noch einen Moment hinterher, dann kräuselte sie die Lippen und machte ihre typische „Siehst du?“-Handbewegung. „Siehst du?“, sagte sie zu Shaina. „Da interessiert sich offensichtlich doch jemand für dich!“

„Ach, bestimmt will er mit mir über das Tutorium reden.“

Virginia blieb beharrlich. „Das kann ja sein. Aber er will mit *dir* darüber reden!“

Dagegen wusste Shaina nichts mehr einzuwenden, und so lenkte sie das Gespräch zu einem Thema, das die beiden Studentinnen – und alle ihre Freunde aus dem gleichen Semester – zur Zeit so sehr beschäftigte wie kein anderes: die übrigen Klausuren der ersten theoretischen Zwischenprüfung und, noch wichtiger, das darauf folgende Jahr. Die schriftlichen Prüfungen waren kein Zuckerschlecken, denn es galt, sich auf alle Wissensgebiete vorzubereiten, die während der letzten drei Jahre an der Universität behandelt worden waren: Grundlagen der Magietheorie, Mathematik, Geschichte, Botanik, Fremdsprachen, Ethik der Zauberei ... Und natürlich die „Großen Fünf“: Alchimie, Evokation, Psionik,

Metamagie sowie das Spezialgebiet der Universität Ryslak, die Thaumaturgie.

So furchteinflößend die schriftlichen Prüfungen für die meisten Studenten auch waren, das große Zittern sollte erst in dem sich anschließenden Jahr beginnen, in der sogenannten „Zeit des Erwachens“. In dieser Zeit würde sich für Shaina, Virginia und die anderen aus ihrem Semester ihre berufliche Zukunft entscheiden. Nur aus wenigen Studenten würden später tatsächlich auch Magier werden. Zwar verfügten alle über mehr oder weniger stark ausgeprägte magische Begabungen, doch erst mit der Initiationsprüfung am Ende der Zeit des Erwachens würde sich zeigen, ob sie auch willentlich über ihre Kräfte würden verfügen können, oder ob es bei gelegentlichen, unkontrollierten Ausbrüchen blieb. Wer seine Kräfte bis zu dieser Prüfung nicht beherrschen konnte, würde es auch später nicht mehr lernen. Um zu lernen rohes Photopneuma in die gewünschten Bahnen zu lenken und nach eigenem Willen zu formen, wurden nach dem Lehrplan der Universität die gewohnten Konzentrationsübungen, Entspannungsübungen und Traumtechniken im Jahr des Erwachens deutlich intensiviert. Trotz des intensiven Trainings schafften nur wenige die Initiationsprüfung und damit den Sprung ins Hauptstudium, an dessen Ende die praktischen Prüfungen und die Verleihung des Abschlusszeugnisses standen.

Doch auch die große Mehrheit der Studenten, die die Universität bereits nach dem vierten Jahr verlassen musste, hatte bereits eine hervorragende wissenschaftliche Ausbildung genossen und daher keinen Grund, sich Sorgen um ihre berufliche Zukunft zu machen. Auch mit dem Zwischenzeugnis ließ sich vieles anfangen.

„Virginia, hast du schon darüber nachgedacht, was du machst, falls du es nächstes Jahr nicht ins Hauptstudium schaffst?“

„Blödsinn. Natürlich schaff ich's.“

„Ja, ich weiß. Aber stell dir doch mal vor, du würdest es nicht schaffen.“

„Wozu? Hey, ich *erwache* seit über zwanzig Jahren jeden Morgen! Warum sollte ich dann ausgerechnet ... Okay, okay, ist ja schon gut.“

Auch mit nur einem Auge verfehlten Shainas abgefeuerte Blicke ihre Wirkung nicht. „Also, wenn es nicht klappen sollte, aber ich auch nicht gleich im Minus Zwei lande ... Ich könnte mir vorstellen, als Psychotherapeutin zu arbeiten. Oder vielleicht in der Sternwarte. Ich war ja selbst überrascht, wie gut meine Klausur in Astrologie gelaufen ist. In Metamagie war ich zwar auch ganz gut, nur weiß ich nicht, was ich damit anfangen soll. Aber wie sieht's denn bei dir aus? Nicht dass ich mir wirklich Sorgen um dich machen würde. So wie ich dich kleine Streberin kenne, erwachst du wahrscheinlich mit der mustergültigen Umsetzung einer Standardformel aus dem *Catalogus* ... ach was, du entwickelst wahrscheinlich sogar eine eigene und hast schon dein erstes Patent, bevor ich das Fluidum zum ersten Mal von innen sehe.“

„Haha“, machte Shaina und malträtierte die Eiswürfel in ihrem Cocktailglas angestrengt mit dem Trinkhalm. Wenigstens hatte Virginia sie nur eine Streberin genannt und nicht Professor Gidyons Liebling.

„Jetzt sag schon!“, drängelte Virginia.

„Na ja, in den Sprachprüfungen war ich ganz gut. Ich hab überlegt, ob ich es als Übersetzerin versuchen sollte. Oh, oder noch besser, als Sprachlehrerin. Aber irgendwie ...“

Virginia fiel ihr ins Wort. „Hallo, was ist mit Alchimie und Physik? Du warst die Beste! Du weißt, dass sie im Kraftwerk immer Leute suchen. Und damit meine ich jetzt nicht die armen Teufel, die sich um die Entsorgung der verbrauchten Valtiriumkristalle kümmern. Ich meine Ingenieursarbeit. Jasko will sich im Fall der Fälle auch bewerben, und er meinte, dass die Arbeit echt locker ist und sie gar nicht schlecht bezahlen. Weiß er von seinem Bruder. Der hat letztes Jahr das Erwachen versaut, aber sie haben ihn mit Kussband genommen, weil seine Zwischenprüfung ziemlich gut war. Hörst du? *Ziemlich* gut. Aber wenn du so weitermachst“ – bei diesen Worten stupste sie Shaina sanft in die Seite, machte dann

eine Pause, schlürfte die Reste ihres Moskani mit dem Trinkhalm aus, um anschließend mit eben diesem Trinkhalm auf sie zu zeigen – „dann wirst du kein ziemlich gutes Zeugnis bekommen, sondern das beste von uns allen!“ Shaina winkte ab, Virginia ließ ihre Stimme tief und feierlich werden. „Ein Vorbild an Fleiß, Beharrlichkeit und Hingabe für alle, denen an ihrem Studium wirklich etwas liegt.“ Das sollte natürlich Professor Gidyon sein.

Shaina ärgerte sich. „Ach, nun hör schon auf! Du weißt genau, wie peinlich es mir immer ist, wenn er das sagt. Es denkt sowieso schon jeder, dass ich nur deshalb so gute Noten bekomme, weil ich seine Lieblingsstudentin oder so was bin. Und du weißt so gut wie ich, dass ich überhaupt nichts dafür kann, wenn er glaubt, er müsse seine Hand über ... Scheiße!“

Als Virginia Shainas Blick sah, drehte sie sich noch ruckartiger als beim ersten Mal zur Tür um. Ihr Gesicht verfinsterte sich. „Na toll. Muss der hier auftauchen?“ Tännalt. Shaina fühlte einen Stich und ihre halb angetrunkene, halb angetanzte gute Laune tropfte zähflüssig aus ihr heraus auf den dreckigen Boden und bildete dort einen schwarze Pfütze. Als könnte sie diese tatsächlich sehen, starrte Shaina zwischen ihre Füße. Jetzt bloß nicht den Kopf heben. Vielleicht würde er sie nicht sehen, jedenfalls nicht zu früh. Tännalt. Vor den Vorlesungen und Seminaren, die sie mit ihm gemeinsam hatte, drückte sie sich an ihren schwächeren Tagen. Er war immer guter Laune. Er war stets zu einem lockeren Spruch aufgelegt. Er war ein blödes arschloch.

Shaina erinnerte sich ebenso genau wie ungern an ihre erste Begegnung. Er hatte sich im Hörsaal mit bierernster Miene zu ihr umgedreht, sich mit dem Finger an die entsprechende Stelle in seinem Gesicht getippt und so laut wie nur möglich geflüstert: „Du hast da was.“

In das hässliche Gekicher ringsum hatte er erst eingestimmt, nachdem er ihr wieder den Rücken zugewendet hatte, doch Shaina hatte seine Schultern auf und ab wippen sehen und ihn durch die Nase lachen hören.

Es klang wie ein Grunzen. Seine Schweinelache hatte Shaina überrascht, denn sie machte sie erstaunlicherweise mehr wütend als traurig – und war ein wichtiger Grund dafür, dass sie Tainalt fast so wenig mochte wie ihr eigenes Gesicht. Bei jener ersten Begegnung hatte sie noch gedacht, dass er es einfach nicht besser wusste und ihre Maske nicht für eine medizinische Notwendigkeit, sondern für eine modische Verirrung hielt. Aber nach nun bald vier Jahren, in denen er keine Gelegenheit zu einer Stichelei ausgelassen hatte, zweifelte selbst die gutmütige Virginia nicht mehr daran, dass er einfach nur unausstehlich und böse war. Sie beugte sich zu Shaina herüber.

„Meine Fresse, wie *lustig*. Klar, das Partymotto ist echt schwach, aber hast du gesehen, was er anhat?“

Shaina nickte nur, ohne den Blick vom Boden abzuwenden, wo sich die trübe Brühe ihrer vormals guten Stimmung zu einem schwarzen Schleim verdichtet hatte, der nun in ihre Körpermitte zurückkroch und dort verklumpte. Tainalt hatte sich tatsächlich als Narr verkleidet, trug bunte, flatternde Kleider und eine mit Glöckchen behängte Narrenkappe.

Virginia sagte: „Eines muss ich ihm lassen: Passt spitzenmäßig zu ihm, wirklich. Ist ja eigentlich gar keine Verkleidung, sondern einfach nur er selbst. Einfach unser gutes, altes Ekelpaket Tainalt.“

Vielleicht hatte er seinen Namen gehört, jedenfalls drehte er sich zu ihnen um, und sein Blick kreuzte den Shainas, die ausgerechnet in diesem Moment in seine Richtung gesehen hatte. Der dunkle Klumpen in ihrem Bauch wurde zu einem Stein, und als würde Tainalt davon magisch angezogen, marschierte er zielstrebig auf Shaina zu. Dabei klingelten die Glöckchen an seiner Kappe bei jedem Schritt. Das Geräusch machte Shaina wütend. Der Stein in ihrem Bauch wurde heiß. Tainalts Gesicht war ein einziges Grinsen. Unter quirligem Glöckchengeklingel verbeugte er sich übertrieben tief und richtete sich mit Elan wieder auf.

„Einen zauberhaften Abend wünsche ich, die Damen!“

„Hallo, Tainalt“, gab Virginia müde zurück.

„Die Freude ist ganz auf meiner Seite.“

Virginia verdrehte die Augen, Shaina dagegen verengte ihre. Sie konnte sich auf nichts als die Glöckchen an Tainalts Kappe konzentrieren, auf die verdammten Glöckchen. Der Stein in ihrem Bauch fing Feuer. Etwas sagte ihr, dass sie Tainalt eine scheuern müsste, wenn sie die Scheiß-Glöckchen nur noch ein einziges Mal hörte.

Klingeling.

Er hatte sich ihr zugewandt. „Na, und von dir werde ich nicht begrüßt, oder was?“

„Hallo. Viel Spaß noch auf der Party.“

„Nanana“, schüttelte er den Kopf. Klingelingeling. „Sind wir ein bisschen schlecht gelaunt heute, hm?“

„Tainalt, bitte.“ Sie musste den Stein irgendwie abkühlen, sonst würden die Flammen noch ihren Kopf erreichen. Ihr wurde ganz schwindlig bei der Vorstellung.

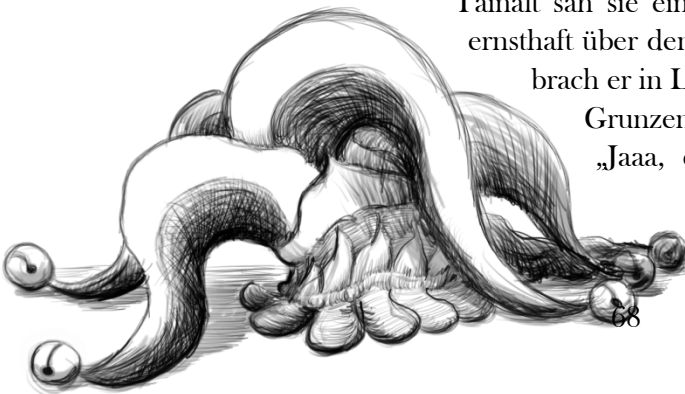
„Bitte was? Oh, du möchtest tanzen? Nichts lieber als das!“ Shaina war noch überrascht davon, wie schnell er sie gepackt und an sich gezogen hatte, da wirbelte er auch schon mit ihr im Kreis herum. Das Feuer in ihrem Bauch brannte ihr inzwischen bis zur Zunge. Sie schrie ihn an: „Lass mich los! Sofort!“ Zwei Studenten in der Nähe schauten kurz in ihre Richtung, drehten sich jedoch wieder zur Bar um, als sie sahen, dass Tainalt sogleich einen Schritt zurückmachte und beschwichtigend die Hände hob. Virginia war aufgestanden und sagte ruhig:

„Wie ich bis hierher riechen kann, hast du heute ja schon einiges gebechert. Warum gehst du also nicht einfach zur Bar und machst schön dort weiter, wo du aufgehört hast?“

Tainalt sah sie einen Moment an, als würde er ernsthaft über den Ratschlag nachdenken. Dann brach er in Lachen aus. In Schweinelachen.

Grunzen. Klingeln. Grunzen. Klingeln.

„Jaaa, du hast so Recht! Ich muss



trinken ... Ich muss mir euch schöntrinken!“ Es schüttelte ihn vor Lachen über seinen eigenen Witz. Die Glöckchen wollten nicht mehr stillstehen.

Das Feuer brannte nun in Shainas ganzem Mund; es war ein Wunder, dass ihre Worte nicht sichtbar in der Luft glühten. „Es reicht! Hau ab!“

„Nein, wirklich“, schüttelte er abermals seinen Kopf, dass es nur so klingelte, „ich meine es ernst! Ihr seid hier ja nicht gerade die Schönheitsköniginnen.“ Virginia schnappte hörbar nach Luft, aber er plapperte einfach weiter: „Na, 'tschuldigung, ihr seid vielleicht nicht richtig hässlich. Aber mal ehrlich, schön ist anders. Ich meine – schau dich doch an, Shaina. Was für ein Gemüse ist das überhaupt in deinem Haar?“

„Du lässt sie jetzt sofort in Ruhe!“

„Oh, Virginia, du bist auch nicht besser. Bei dir ist das Problem nur umgekehrt: Du hast ein echt hübsches Gesicht, aber von dort abwärts ... na ja, es ist einfach ein bisschen viel, verstehst du?“

Die Schwerkraft hatte sich umgekehrt. Shaina begriff nicht, warum nicht alles nach oben fiel, warum ihre Füße noch auf dem Boden standen, wo doch ihr komplettes Körpergewicht nach ganz oben in ihren Kopf gesunken war, sich auf einen einzigen Punkt konzentrierte und ihr jeden Augenblick die Schädeldecke durchbohren würde. Oder schwebte sie etwa schon? Sie drückte von oben zurück, mit einer Kraft, die sie selbst überraschte. Drückte immer stärker.

Ein violettes Leuchten. Sie hörte Tainalt noch sagen: „Ja, Moppelchen, deinen Kopf auf Shainas Körper. So würde ich euch gerne mal flachlegen. Aber was wäre dann mit dem traurigen Rest?“

Dann kam die Stille.

Und alles war klar.

Es war wie in der Psychologievorlesung, als sie die Gesichter auf dem Bild mit der Vase plötzlich erkannte. Sie musste gar nicht drücken. Sie musste nur loslassen.

Der Druck löste sich wie eine Blase in einer zähen Flüssigkeit und stieg an Oberfläche, aber die Oberfläche war in ihrer Mitte, denn dort trafen sich oben und unten.

Die Blase platzte. Blau. Grün.

Die Tür, die sie niemals hatte öffnen können, gegen die sie immer wieder angestürmt war, gegen die sie sich während der Konzentrationsübungen und der Stunden im Isolationstank vergeblich mit so viel Kraft geworfen hatte – diese Tür ging in Wahrheit nach innen auf. Nötig war nur ein kleiner Schritt zurück. Doch erst als sie diesen Schritt tat, bemerkte sie, dass sie auf einer Wippe gestanden hatte. Zu spät, der Schwerpunkt war schon nach hinten verlagert, ihre Hände waren viel zu weit weg von ihr selbst, um sich festzuhalten, sie rutschte rückwärts und stürzte in sich, stürzte in Finsternis.

Das Gefühl, im Schlaf zu fallen.

Im Schlaf. Das Gefühl des Fallens.

Im Bauch. In der Körpermitte. In der Mitte.

Shainas Fall verlangsamte sich. Aus ihrer Mitte war ein leuchtendes, sonnengelbes Band gewachsen, sein Ende unsichtbar in weiter Ferne. Sie wurde noch langsamer, je tiefer sie fiel. Das Band war wie aus Gummi. Es straffte sich, spannte sich. Die Farbe um Shaina wandelte sich: Orange. Rot. Talpunkt. Nullpunkt.

Nein, den Nullpunkt würde sie nur fast berühren: Das elastische Band würde kurz zuvor seine maximale Spannung erreichen, zu einer Sehne, Shaina aber zu einem Bogen werden.

Aus der Ferne hörte sie Tainalt noch sagen: „Aber aus uns wird wohl nichts, du hast ja *ein* Auge auf Tovren geworfen.“



Jetzt.

Sie war Bogen. Schütze.
Pfeil.

Sie schoss nach oben,
nach außen, nach vorne:

„HALT DIE FRESSE.“

Sie war auch das Ziel. Sie
war auch Tainalt. Ihre Wut verband
sie mit ihm, der Kreislauf schloss sich.
Anstatt den Umweg über die Bewegung ihrer
Faust zu nehmen, floss die Energie den Weg des
geringsten Widerstandes, wie ein Blitz, in Tainalt. Die
Energie bewegte nicht Shainas Fäuste, sondern Tainalts
Körper.

Auf das Krachen von Tainalts Knochen, als sein Körper
grotesk verrenkt mit gewaltiger Wucht an die Wand geschleudert wurde,
folgten Sekunden der Stille. Nichts und niemand bewegte sich. Shainas
Hand blieb ausgestreckt, Tainalt wie an die Wand genagelt. Dann sog er
heftig die Luft ein und begann zu schreien, und die Welt um ihn und
Shaina herum bewegte sich wieder.

„Shaina!“ Virginia stürzte auf sie zu, blieb abrupt stehen, hielt sich die
Hand vor den Mund.

Unter Tainalts Schreie mischten sich auch andere Stimmen:

„Lass ihn runter!“ Das war Tovren. „Shaina! Shaina, hörst du?“ Auch
Tovren streckte seine rechte Hand Richtung Tainalt aus, mit der linken
wies er auf Shaina. Die Luft zwischen den dreien begann langsam zu
flimmern. Zuerst wurde eine Linie zwischen Shaina und Tainalt sichtbar,
dann schloss sich die Verbindung zwischen Tainalt und Tovrens rechter
Hand, und schließlich wanderte eine Flimmerlinie von Tovrens linker
Hand zu Shaina. Sie fühlte das Flimmern: eine kühle Schwere, die
begann, ihren Arm nach unten zu drücken. Sie musste mehr Kraft in sich

aufsteigen lassen. Tovren bewegte seine Hände langsam aufeinander zu, schwer atmend, die Augen zusammengekniffen, während die Luft zwischen seinen Händen auch zu flimmern begann. Shaina stemmte sich gegen sein Gewicht. Als Tovrens Hände einander fast berührten, öffnete er seine Augen wieder, blickte Shaina an und sagte: „Es tut mir leid.“ Ruckartig überkreuzte er seine Hände, nun seine linke auf Tainalt gerichtet, die rechte auf Shaina. Tainalt rutschte stöhnend von der Wand. Das leuchtende Gummiband, das Shaina kurz zuvor noch hochgezogen hatte, schnellte plötzlich zurück, versetzte ihr einen eisigen Schlag in ihre Mitte und stieß sie zurück in die Finsternis.

—

„Und dann? Was ist mit Shaina passiert? Jetzt sag schon!“

„Moment, Moment! Ich suche nur meine Kippen. Du bist aber auch so was von ungeduldig. Ah, da sind sie ja.“

„Ungeduldig? Du hast versprochen, mir die Geschichte von Prinz Jandri und Prinzessin Marja zu erzählen, aber über die beiden hast du kein Wort verloren! Dafür waren da alle möglichen anderen Leute.“

„Ach, Fräulein Neunmalklug weiß also besser, wie ich die Geschichte erzählen soll, hm? Hast du eigentlich eine Ahnung, wie viel Mühe ich mir damit mache, dir alles in der besten Reihenfolge und in angenehmen Häppchen zu präsentieren?“

„Was soll das schon wieder heißen, ‘beste Reihenfolge’? Warum fängst du nicht einfach von vorne an und erzählst dann eines nach dem anderen? Und was ist jetzt mit Jandri und Marja?“

„Die haben sich ungefähr tausend Jahre, bevor Erzmagier Mikadelu die schlechte Nachricht bekommen hat, in eine echt schwierige Situation manövriert.“

„Tausend Jahre?! Aber dann ist das doch eine ganz andere Geschichte!“

„Nein, es ist ein und dieselbe Geschichte. Nur geht sie eben fast tausend Jahre später weiter. An einem anderen Ort. Mit anderen Personen. Die reden dann zum Glück auch nicht mehr so geschwollen wie damals – na ja, bis auf ein paar Ausnahmen.“

„Das verstehe ich nicht. Wie kann es dann dieselbe Geschichte sein?“

„Glaub mir: Es ist dieselbe Geschichte. Es gibt genau genommen sowieso nur eine Geschichte. Sie ist wahr und noch nicht zu Ende. Und schon jetzt ist es eine sehr lange Geschichte. Ich frage mich, ob du überhaupt noch lange genug wach bleiben darfst, um sie zu hören ...“

„Och bitte, Resi! Bitte, bitte!“

„Ach, ich glaube, so lange *kannst* du gar nicht wach bleiben.“

„Doch, kann ich!“

„Kannst du bestimmt nicht!“

„Kann ich wohl!“

„Nein!“

„Doch!“

„Nein!“

„Doch!“

„Du kleine Nervensäge! Komm, lass dich drücken. Ich erzähle sie dir ja. Ich erzähle dir die Geschichte, und zwar so, dass du möglichst viel Spaß daran hast, versprochen! Manchmal wird dir nicht gleich klar sein, wie die Dinge zusammenhängen, aber du wirst das bald alles viel besser durchschauen als die Leute in der Geschichte, vertrau mir!“

„In Ordnung. Also, wie geht es weiter?“

„Das erfährst du gleich. Aber vorher genehmige ich mir noch 'nen Likör, und dir mach ich 'ne heiße Schokolade. Mit aufgeschäumter Milch, so wie du sie am liebsten trinkst. Eine extragroße Portion für eine extralange Gutenachtgeschichte in einer extralangen Nacht.“

„Gut, aber beeil dich!“

Kapitel III



In der Finsternis kam Shaina etwas entgegen, das aus sich selbst heraus leuchtete. Eine menschliche Gestalt. Eine Frau, beleibt. Virginia? Aber nein ... die Maske! Ihr eigenes Gesicht! Glöckchen klingelten. Sie hörte Tainalt lachen: „Aber was wäre dann mit dem traurigen Rest?“ Sie schlug zu, dem Monstrum vor ihr mitten ins Gesicht. Klirrend zerbarst das Bild. Die Finsternis verwandelte sich in Hitze. In Durst. Ihre Knochen staken wie glühende Splitter in ihrem Fleisch. Sie versuchte trotzdem, sich zu bewegen. Auf ihrem bleiernen, heißen Kopf lastete eine kühle Schwere. „Wir müssen das Tuch schon wieder wechseln“, erklang Tovrens Stimme. „Ich hole frisches Wasser.“ Das war Virginia. Die Schwere war einen Moment aufgehoben. Das Plätschern von Wasser in einem Gefäß. Dann wieder Schwere. Kühle. Ein bekannter Geruch. Lavendel. Die Zimmertür wurde geöffnet. „Ich danke euch.“ Das war Mikadelus Stimme. Die Finsternis wurde weich.

Beruhigt ließ Shaina sich wieder fallen.

Tovren stand auf, Mikadelu reichte ihm seinen Stab und ließ sich dann an seiner Stelle am Kopfende des Bettes nieder. Er legte seine Hände auf Shainas Gesicht und schloss die Augen. „Wie stark sie ist!“

„Oh ja“, antwortete Tovren. „Es war überraschend schwer, sie aufzuhalten. Als ich ihren Zauber auflösen wollte, stieg eine mächtige Feuerkraft aus ihr auf, um mich abzuwehren.“

Mikadelu begann zu lächeln, noch ehe er seine Augen wieder öffnete. Sie schienen von noch leuchtenderem Blau als sonst. „Ich weiß. Der Geist aus dem Smöldergarter Kratersee. Ich selbst habe sie auf eine Verschmelzungsreise dorthin geschickt. Sie wollte nach ihrer Rückkehr nicht allzu viel darüber sprechen, aber mir scheint, sie hat ein sehr starkes Band geknüpft. Wollen wir einen Blick darauf werfen?“

Tovren nickte nur kurz, und schon richteten die beiden Zauberer ihre Augen weg von der alltäglichen Oberfläche der Dinge in die Zwischenwelt.

Shainas Körpermitte war dort, im Fluidum, ein rotes, pulsierendes Glühen, in Form eines Wirbels oder Strudels, und daraus stieg ein in derselben Farbe leuchtender Strang hervor, wie ein lebendiges Seil, zusammengedrillt aus einer Vielzahl von Energiefäden, die in beständiger Bewegung waren. Das andere Ende des Strangs verlor sich in weiter Ferne, hinter einem dunklen, verschwommenen Horizont. Auch aus den Körpern Mikadelus und Tovrens wuchsen solche Seile an verschiedenen Stellen, in verschiedenen Farben; unzählige aus dem Erzmagier, vier aus seinem Assistenten. Gemeinsam war beiden jeweils ein blaues Band, das sich pfeilgerade zum Turm der Universität erstreckte. Der Turm schien in dieser Ansicht der Welt größer und zugleich auch näher als an der Oberfläche. Tovren blickte an sich hinunter: Seine Verbindung zum Turm war dünner und von geringerer Leuchtkraft als Mikadelus. Der Erzmagier hatte offensichtlich denselben Gedanken, denn beide lenkten ihren Blick auf das kräftige, rotglühende Band zwischen Shaina und der Ferne, in der irgendwo der unablässig dampfende See von Smöldergart lag.

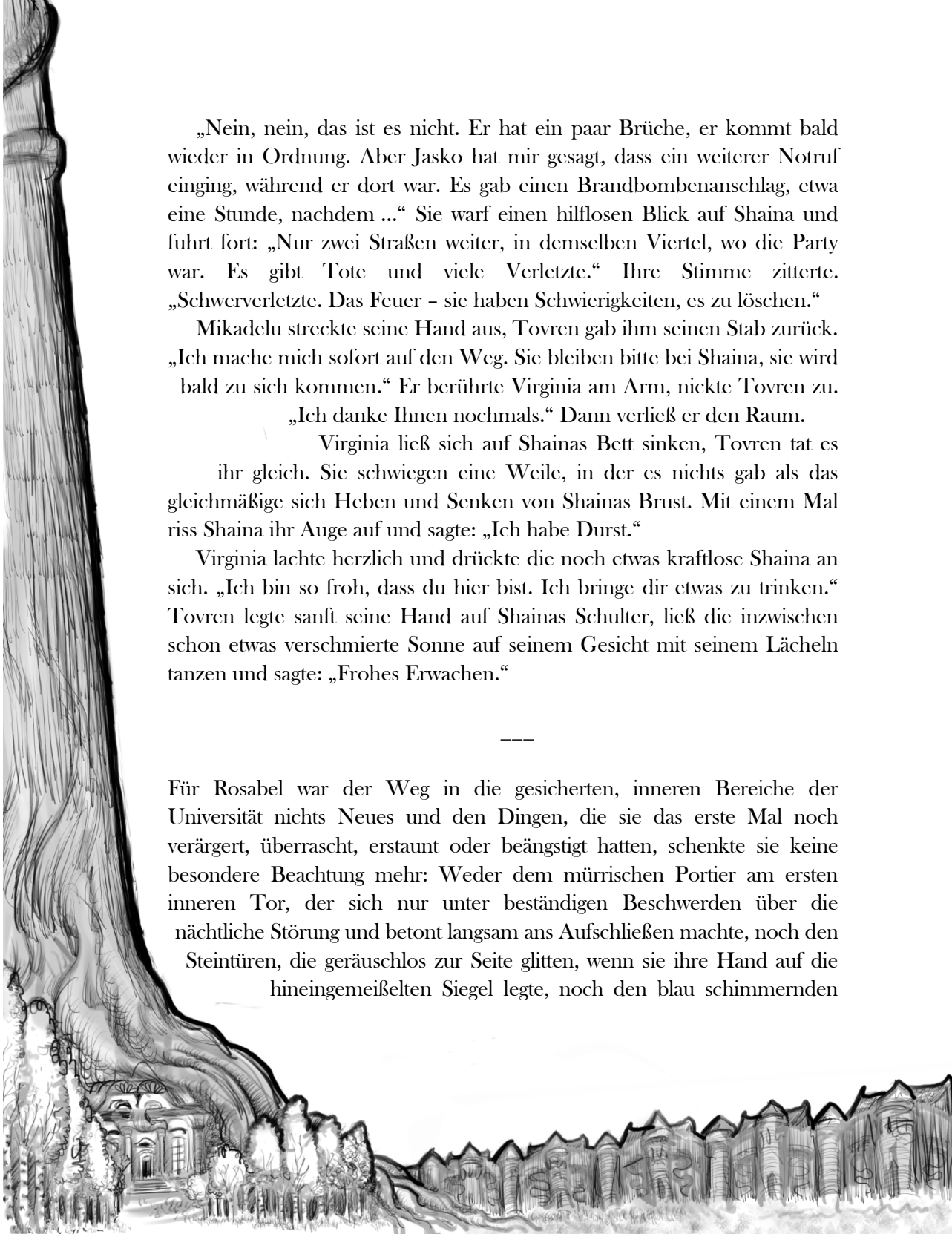
„Erstaunlich“, sagte Mikadelu, und Tovren wusste sofort, was er meinte: Shainas Band war fast so kräftig wie jenes zwischen dem Erzmagier und der Universität. „Es ist an der Zeit, dass sie sich bindet.“ Mikadelu beugte sich nach vorne und streckte seine Hände aus, um das Band zu untersuchen. Da wurde die Tür aufgerissen. Die beiden Zauberer fanden sich wieder an der Oberfläche der Dinge.

„Professor Gidyon!“ Es war Virginia, in größter Aufregung. „Sie müssen ... Es tut mir leid. Ich wollte Sie nicht ... Oh, es ist so schrecklich.“

„Sprechen Sie, Virginia.“ Mikadelu richtete sich auf. „Was ist passiert?“

„Jasko war eben hier. Ich hatte ihn vorhin zum Haus der Heilerinnen geschickt, damit er sich nach Tainalt erkundigt.“

„Ist er schwer verletzt? Hätte ich ...?“



„Nein, nein, das ist es nicht. Er hat ein paar Brüche, er kommt bald wieder in Ordnung. Aber Jasko hat mir gesagt, dass ein weiterer Notruf einging, während er dort war. Es gab einen Brandbombenanschlag, etwa eine Stunde, nachdem ...“ Sie warf einen hilflosen Blick auf Shaina und fuhr fort: „Nur zwei Straßen weiter, in demselben Viertel, wo die Party war. Es gibt Tote und viele Verletzte.“ Ihre Stimme zitterte. „Schwerverletzte. Das Feuer – sie haben Schwierigkeiten, es zu löschen.“

Mikadelu streckte seine Hand aus, Tovren gab ihm seinen Stab zurück. „Ich mache mich sofort auf den Weg. Sie bleiben bitte bei Shaina, sie wird bald zu sich kommen.“ Er berührte Virginia am Arm, nickte Tovren zu. „Ich danke Ihnen nochmals.“ Dann verließ er den Raum.

Virginia ließ sich auf Shainas Bett sinken, Tovren tat es ihr gleich. Sie schwiegen eine Weile, in der es nichts gab als das gleichmäßige sich Heben und Senken von Shainas Brust. Mit einem Mal riss Shaina ihr Auge auf und sagte: „Ich habe Durst.“

Virginia lachte herzlich und drückte die noch etwas kraftlose Shaina an sich. „Ich bin so froh, dass du hier bist. Ich bringe dir etwas zu trinken.“ Tovren legte sanft seine Hand auf Shainas Schulter, ließ die inzwischen schon etwas verschmierte Sonne auf seinem Gesicht mit seinem Lächeln tanzen und sagte: „Frohes Erwachen.“

Für Rosabel war der Weg in die gesicherten, inneren Bereiche der Universität nichts Neues und den Dingen, die sie das erste Mal noch verärgert, überrascht, erstaunt oder beängstigt hatten, schenkte sie keine besondere Beachtung mehr: Weder dem mürrischen Portier am ersten inneren Tor, der sich nur unter beständigen Beschwerden über die nächtliche Störung und betont langsam ans Aufschließen machte, noch den Steintüren, die geräuschlos zur Seite glitten, wenn sie ihre Hand auf die hineingemeißelten Siegel legte, noch den blau schimmernden

Krafffeldern, die für jede Art von Metall undurchdringlich waren, aber ansonsten beim Durchschreiten lediglich ein seltsam angenehmes Prickeln verursachten, und auch nicht den imposanten Wächterschlangen, die ihre schuppigen Leiber stets paarweise um die Säulen links und rechts der größeren Durchgangstore gewunden hatten und aus ebenso grauem, schlafenden Stein gemacht schienen wie die Säulen selbst, bis Rosabel sich ihnen auf ein paar Schritte näherte, woraufhin sie träge ihre Lider hoben, kurz ihre blauen Augen aufleuchten ließen, um sie dann gemächlich wieder zu schließen, die Pupillen dabei immer noch auf Rosabel gerichtet sie damit wissen lassend, dass sie sie zwar beobachteten, aber für keine ernst zu nehmende Gefahr hielten. Wem sie allerdings noch immer Beachtung schenkte waren die überall patrouillierenden Blauhemden – Pardon, die Azurgarde –, denn Uniformierte gleich welcher Art machten sie misstrauischer als der ganze restliche Hokuspokus um sie herum.

Sie erreichte den Innersten Hof, aus dessen Mitte der gewaltige Basaltturm in den Himmel wuchs, eben, als dieser sich gegen das rote Gold der Morgendämmerung abzuzeichnen begann. Hier, in der Stille dieser Festung in der Festung, atmete sie das erste Mal seit ihrer Flucht bewusst ein und aus. Ihre Seite schmerzte. Doch der Schmerz war nichts im Vergleich zu jenem heimlichen Gefühl der Erhabenheit, das Rosabel erfüllte, während sie durch das Birkenwäldchen schritt, das den Fuß des Turmes umgab. Nein, nicht den Fuß, vielmehr seine Wurzel. Schließlich wusste sie als eine der wenigsten Ryslaker, dass sich der Fuß des Turmes tatsächlich wie steinernes Wurzelwerk zwischen den Bäumen in den Erdboden krallte, fast, als sei er nicht von Menschenhand erbaut worden, sondern wie ein Baum gewachsen. Die Leute konnten dies nicht wissen, denn der Innerste Hof war von hohen Mauern umgeben, deren dazugehörige Häuser als Wohnstatt für die leitenden Professoren und zugleich als Wehranlage dienten. Als wäre der Turm nicht ohnehin uneinnehmbar, war er doch von den Wurzeln bis zur schlanken, metallenen Spitze völlig glatt und fensterlos,



mit Ausnahme des Rundbalkons auf halber Höhe und der kolossalen Steinschlange mit den sieben Schwänzen, die sich vom Balkon bis kurz unter die Spitze wand.

Rosabel durchquerte das Wäldchen und kam an der Empfangshalle an. Das direkt an den Turm gebaute Backsteingebäude mit seinen großzügigen Mosaikfenstern, den eleganten Glasdächern, der von Grünspan bedeckten Kupferkuppel und dem Emailleschild „Universität Ryslak – Zum Secretariat des Directors“ trug die altherwürdige Patina des letzten Jahrhunderts und wirkte doch jugendlich im Vergleich zu dem Zeugen



eines vergangenen Zeitalters, an den es sich schmiegte. Das Emailleschild fand Rosabel nach wie vor amüsant. Wer in aller Welt hätte denn bitte bis hierher vordringen können, ohne zu wissen, wo er sich befand? „Entschuldigung, was war nochmal dieses unübersehbar riesige Gebäude mit der dezenten Schlangenverzierung? Nicht die Ballettschule? Die Brauerei? Nein? Oh, ja, natürlich, hier steht es ja! Wie zerstreut ich doch bin. Danke für den Hinweis und einen schönen Tag noch ...“ Bei ihrem ersten Besuch hatte sie ihren eigenen Witz so lustig gefunden, dass sie noch immer prustend gelacht hatte, als die Sekretärin Lidia sie ansprach. Diese hatte sich aber selbst dann nicht aus der Fassung bringen lassen, als Rosabel versucht hatte, ihr die Absurdität des Schildes zu erklären. Stattdessen hatte sie ihr mit einer Mischung aus echter Herzlichkeit und höflicher Selbstverständlichkeit mitgeteilt, dass die Regelungen des Magistrats zur Kennzeichnung öffentlicher Gebäude hier genauso ihre Gültigkeit hätten wie auch überall sonst in der Stadt, und dass der ehrenwerte Herr Direktor der Letzte wäre, der daran etwas zu ändern wünschte.

Auch heute, zu dieser frühen Stunde, empfing Lidia Rosabel mit der ihr eigenen lebenswürdigen Wärme. „Ich grüße Sie, meine liebe Frau Marmonti! Wie lange es schon wieder her ist, dass wir uns gesehen haben. Ich möchte Ihnen herzlich dafür danken, dass Sie es so kurzfristig einrichten konnten, und dann auch noch zu dieser doch ungewöhnlichen Stunde. Nehmen Sie doch bitte Platz. Es ist uns durchaus peinlich, aber der Herr Direktor wird sich leider verspäten, da man ihn zu einem Notfall gerufen hat. Ich hoffe, wir müssen Sie nicht allzu lange warten lassen, wo Sie doch sicher auch noch so viele andere Termine wahrnehmen müssen.“

Rosabel suchte ein weiteres Mal vergeblich nach einer verborgenen Spitze, kam wie immer zu dem Schluss, dass Lidia alles genau so meinte, wie sie es sagte und ließ sich statt einer Antwort lächelnd auf eines der Sofas der Empfangshalle sinken. Falsche Bewegung! Ihr Lächeln verzog sich zu einer Grimasse, sie fasste sich an die Seite, während sie scharf zwischen ihren Zähnen die Luft einzog.

Lidia berührte sie vorsichtig am Arm und beugte sich zu ihr herunter. „Aber Frau Marmonti, es tut mir so leid, wie konnte ich das übersehen? Ich lasse nach einer Heilerin schicken!“

„Nein, wirklich. Es ist nichts. Danke.“

„Meine Liebe, sind Sie sich dessen ganz sicher?“

Rosabel fand ihr Lächeln wieder, drückte Lidias Hand und nickte. „Wirklich.“

„Sie sagen es mir bitte, sollten Sie es sich anders überlegen! In der Dose hier finden Sie Gebäck, bitte greifen Sie recht tüchtig zu.“

Innerhalb der nächsten Minuten wurde Rosabel nicht nur mit Kaffee – serviert in feinstem Graivenfurter Porzellan – versorgt: Lidia hatte auch eine Flasche mit einer scharf riechenden Flüssigkeit sowie



ein Tuch aufgetrieben und reinigte höchstpersönlich – „Keine Widerrede, meine Liebe! Und dass Sie mir ja nicht glauben, ich hätte nur Angst um das Sofa!“ – Rosabels Wunden. Auch danach, als sie sich längst wieder hinter das Empfangspult zurückgezogen hatte, unterbrach sie ihre Arbeit an der Schreibmaschine immer wieder, um sich mit einem wohlwollenden Blick über ihre Brillengläser in Rosabels Richtung zu wenden.

Gerade als Rosabel trotz des Kaffees zum Geklapper der Schreibmaschine einnicken wollte, dabei den Umschlag mit dem Geld noch immer fest umklammernd, ließ das Geräusch der Eingangsglocke sie hochschrecken. Ein weiterer Gast. Sie hörte Lidia einen Herrn Yorwall begrüßen – „Sind es denn tatsächlich schon drei Jahre? Gültige Sonne, dann muss Ihr Sohn ja inzwischen schon zehn sein! Haben Sie denn von ihm gehört?“ – der Angesprochene antwortete kurz und leise. Seine Stimme kam ihr bekannt vor, aber er war durch ein Paravent verdeckt, und sie wollte sich nicht zu auffällig nach vorne lehnen. Seine Schritte näherten sich. Auf dem Sofa auf der gegenüberliegenden Seite der Empfangshalle nahm ein großer, muskulöser Mann mit kurzen blonden Haaren in einfacher, aber ordentlicher Kleidung Platz. Woher kannte sie ihn? Ihre Blicke trafen sich.

Er sagte: „Guten Mor...“ und richtete sich halb auf, dann hielt er inne.

„Aber ... Sie!“

„Ich“, gab Rosabel zurück.

„Sie haben ... Sie hätten nicht ...“

„Ach, wollen Sie mir jetzt eine Strafe wegen Schwarzfahrens aufbrummen?“

„Ich wollte nur ...“ Er stockte kurz, stand auf und machte ein paar Schritte in ihre Richtung. „Es ist eine Tatsache, dass Sie die Metronaut ohne Fahrschein benutzt haben!“

„Es ist eine Tatsache, dass ich versucht habe, einen von Ihnen zu bekommen. Und, wissen Sie, es passiert nicht jeden Tag, dass einem Haus neben mir das Dach wegfliegt. Tschuldigung, irgendwie hatte ich danach

keine Lust, länger an Bord zu bleiben. Aber wissen Sie was? Dass genau wir beide uns genau hier wieder treffen, das ist doch ein Wink des Schicksals. Ich bezahle meine Fahrkarte, jetzt gleich, hier, bei Ihnen!“

„Das geht nicht. Zum Nachlösen müssen Sie ins Büro der Verkehrsbetriebe in der Fuchsstraße. Es ist ab neun geöffnet.“

„Oh, wunderbar!“, rief Rosabel mit dem giftigsten Entzücken aus, zu dem sie fähig war. „Das wird das Erste sein, was ich tue, nachdem wir hier fertig sind!“

„Gut, gut“, antwortete Yorwall. „Kennen Sie den Weg?“

Rosabel war verblüfft. Selbst wenn sie nicht das Menschenmögliche getan hätte, um sarkastisch zu klingen – welcher halbwegs normal denkende Mensch würde annehmen, dass sie nichts Besseres zu tun hätte, als anderen Leuten ihr Geld nachzutragen? War dieser Yorwall tatsächlich so naiv, oder war er sogar ihrem Sarkasmus überlegen? Sie befand Letzteres als zu unwahrscheinlich, und er tat ihr beinahe leid, wie er so verlegen auf halbem Weg zu ihr stehengeblieben war.

„Ja, natürlich kenne ich den Weg.“

„Ah, gut. Ich dachte nur.“ Er musterte sie.

„Ja?“ Sie zog die Augenbrauen hoch.

„Sie sind nicht von hier, oder?“, fragte er.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Ich weiß nicht. Etwas an der Art, wie Sie sprechen. Es klingt ein bisschen wie der Dialekt aus dem Westen. Von der Küste.“

„Ich komme ursprünglich aus Glanzport.“

Mit einem Gesicht, als wäre diese Auskunft ein Grund zur Freude, machte er einen weiteren unbeholfenen Schritt auf sie zu, blieb dann aber noch unbeholfener stehen. Was für ein Trottel!

„Setzen Sie sich doch endlich!“, rief Rosabel aus.

„Zu Ihnen?“

„Nein, natürlich nicht!“

„Oh ... Natürlich. Entschuldigen Sie, ich wollte nicht ...“

„Du meine Güte, das war ein Scherz! Hier, bitte!“ Sie tätschelte den Platz neben sich und grinste, während sie mit der anderen Hand unauffällig den Umschlag hinter sich schob. „Auf, auf! Ich tue Ihnen schon nicht weh. Außer natürlich, Sie wünschen es.“ Auf ihren letzten Satz hin erstarrte er abermals mitten in der Bewegung. Sie seufzte. „Vergessen Sie das. Setzen Sie sich, bitte.“ Zögerlich ließ er sich neben ihr nieder. Um ihn nicht unnötig weiter zu ängstigen, probierte sie es mit einer normalen Frage.

„Kennen Sie die Stadt gut?“

„Ja, wissen Sie, als Metronautfahrer sieht man früher oder später jeden Winkel.“

„Ich meinte Glanzport.“

„Ah. Nein, leider gar nicht. Also nicht direkt. Aber ich habe viel darüber gehört, weil mein Vater früher dort stationiert war.“

„Stationiert?“

„Bei der Armee. Er hat dort viele Jahre der Verteidigung unseres Vaterlandes gedient.“

„Ach, toll“, sagte Rosabel und steckte sich schnell ein Stück Buttergebäck in den Mund, um nicht weiter antworten zu müssen. Inzwischen war Lidia mit der Schreibmaschine fertig geworden, sodass Rosabels Kauen für eine Weile das einzige Geräusch in der Empfangshalle war.

Drei Kekse später brach das Muskelpaket neben ihr das Schweigen. „Wie ist Glanzport denn?“

„Zu viel Wasser. Zu viele Leute mit zu viel Geld. Zu viele Leute mit zu wenig Geld.“

„Oh. Ich verstehe. Und wie finden Sie Ryslak?“

„Zu viel Wasser. Zu viele Leute mit zu viel Geld. Zu viele Leute mit zu wenig Geld.“

Gerade als ihr einfiel, dass diese als äußerst witzig geplante Antwort wahrscheinlich eine Frage nach sich ziehen würde, kam sie auch schon:

„Und warum sind Sie dann hier?“

Wenn du wüsstest, wie gerne ich das selbst wüsste, dachte Rosabel, und sagte: „Gute Frage.“

Schweigen. Zwei weitere Stücke Buttergebäck. Ob Liann wohl gerade alleine frühstückte? Nippen am Kaffee. Die Stille musste ihm unangenehm sein, denn trotz ihrer knappen Antworten gab er den Versuch, Konversation zu betreiben nicht auf.

„Haben Sie Familie?“ – Kopfschütteln. „Einen Beruf?“

„Natürlich habe ich einen Beruf! Was glauben Sie denn, wovon ich lebe?“

„Ich dachte nur, als Frau ... Entschuldigen Sie, die Frage war ungehörig.“

Oho, dachte Rosabel, na, wenn du diese Frage schon ungehörig findest, was wirst du erst zu meiner Antwort sagen? Sie zielte haargenau auf seinen Anstand und feuerte.

„Ich arbeite körperlich. Sie haben doch nichts gegen körperliche Arbeit?“

„Oh nein, das ist doch die ehrlichs...“

„In der Roten Laterne.“

„Oh!“, entwich es ihm. Treffer.

Den nächsten Keks zerbiss sie betont langsam und bemühte sich, dabei ein bisschen, nur ein bisschen lasziv auszusehen. Yorwall wirkte, als wollte er etwas sagen, öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Rosabel nahm einen großen Schluck aus ihrer Tasse.

„Ja ja“, sagte sie im Plauderton, „diese häufigen Nachtschichten machen einen ganz schön fertig. Ohne Kaffee bin ich wie ein Zombie aus Grinyuls Armee. Aber wem erzähle ich das? Hat Lidia Ihnen eigentlich keinen Kaffee gemacht?“

„Zu viel Kaffee ist ungesund ...“

„Aha, Lidia weiß das! Sie sind also auch nicht zum ersten Mal hier.“ Auf seinen ertappten Gesichtsausdruck hin musste sie einfach nachbohren. „Was zum Mond haben Sie hier überhaupt zu suchen?“ War es ihre derbe Ausdrucksweise oder die Frage selbst, die ihn zusammenzucken ließ?

„Darüber darf ich nicht sprechen.“

„Ach, Sie auch nicht? Dann sind wir wohl aus demselben Grund hier. Spannend, was?“ Rosabel lehnte sich nach vorne und drehte ihren Kopf Richtung Eingang, um nach Mikadelu Ausschau zu halten. „Ich frage mich, was ihn da wieder geritten hat.“

„Das erklärt er Ihnen gleich selbst“, erklang Mikadelus Stimme aus der anderen Richtung. „Verzeihen Sie uns, wir haben einen anderen Eingang benutzt. Guten Morgen.“

Der Erzmagier stand dort in Begleitung einer jungen Frau, deren halbes Gesicht hinter einer Maske versteckt war. Sie hob kurz eine Hand zum Gruß und sagte leise: „Hallo.“ Es war schwer zu entscheiden, wer von beiden erschöpfter wirkte.

Mikadelu machte eine einladende Geste: „Bitte folgen Sie mir.“

Sie bogen zusammen in einen Flur ein, an dessen Ende sich das Treppenhaus in dämmrige Höhen schraubte. Zum Glück gab es auch einen Aufzug. Schweigend betraten alle die Kabine und Mikadelu drückte den obersten von acht Knöpfen. Mit einem Ruck setzte sich das Gestell in rumpelnde Bewegung; die Glühbirnen warfen im Rhythmus der Fahrt flackerndes Licht auf die ermatteten Gesichter der Passagiere.

Mikadelu brach das Schweigen. „Das hier ist meine Studentin Shaina Tonmos. Ich vermute, Sie beide haben sich einander schon vorgestellt?“

„Interessanterweise haben wir wohl schon mehr übereinander erfahren, als uns beiden lieb gewesen wäre, doch das haben wir irgendwie übersprungen“, sagte Rosabel mit einem hämischen Seitenblick auf Yorwall, „aber es schickt sich meines Wissens auch nicht für eine Dame, die Initiative zu ergreifen.“ Yorwall setzte zu einer Antwort ein, da fiel sie

ihm auch schon ins Wort. „Andererseits interessiert es mich einen Scheiß, was sich für Damen gehört. Hallo, Shaina“, sagte sie und reichte der Angesprochenen die Hand, „ich bin Rosabel.“

„Freut mich“, sagte Shaina mit einem Gesichtsausdruck, der – vielleicht wegen der Maske – schwer zu lesen war und sich irgendwo zwischen amüsiert und ungläubig bewegte.

Rosabel deutete einen Knicks in Herrn Yorwalls Richtung an. „Rosabel Marmonti, zu Ihren Diensten.“

„Vigo Yorwall. Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Frau Marmonti.“ „Freuen Sie sich eigentlich wirklich oder sagen Sie das auch nur, weil es sich so gehört?“, fragte Rosabel.

Mikadelu seufzte. „Frau Marmonti, ich habe Ihnen allen noch nicht den Grund für diese Zusammenkunft mitgeteilt, aber Ihnen sei versichert: Wenn Sie drei sich bereit erklären werden, meinen Auftrag anzunehmen – und ich habe gute Gründe, davon auszugehen –, dann werden Sie viel, sehr viel Zeit miteinander verbringen. Sie werden aufeinander angewiesen sein. Sie werden einander vertrauen müssen, selbst oder gerade dann, wenn es um Leben und Tod geht.“

„Hui! Sehen Sie?“, wandte sich Rosabel an Yorwall. „Ich sagte doch: Spannend!“ Dann, an den Erzmagier gerichtet: „Wenn es stimmt, was Sie sagen, dann ist das Wichtigste, dass wir ehrlich zueinander sind. Fangen wir also am besten hier und jetzt damit an. Ich traue Herrn Yorwall nicht, schon gar nicht, wenn es um mein Leben geht. Schließlich hat er heute schon ohne jeden Grund versucht, die Stadtwache auf mich zu hetzen.“ Sie legte eine kurze Pause ein, um ihre Worte wirken zu lassen. Während der Aufzug sich weiter langsam nach oben schleppte, wanderten Mikadelus und Shainas Blicke zwischen Rosabel und Vigo hin und her, um schließlich an Letzterem hängenzubleiben. Der hatte aber zu seiner Verteidigung nichts Besseres vorzuweisen als einen überrumpelten Gesichtsausdruck.

Der Erzmagier war um einen väterlich-vorwurfsvollen Ton bemüht. „Aber Frau Marmonti, ich bitte Sie! Wenn heute Morgen irgendjemand versucht hätte, die Stadtwache hierher zu rufen, hätte er das niemals ohne mein Wissen ...“

„Nicht hierher, nicht jetzt! Na los!“, explodierte Rosabel. „Geben Sie es doch endlich zu! Und nicht vergessen, lügen gehört sich nicht!“ Sie genoss es, wie er trotz seiner imposanten Ausmaße verzweifelt versuchte, sich kleiner zu machen, aber statt eines direkten Geständnisses brachte er nur eine halbe Frage hervor: „Woher wollen Sie wissen ... was ich ... also, wozu ich ...?“

„Haben Sie den verdammt Knopf mit ihrem Fuß gedrückt, ja oder nein?“ Sie machte einen Schritt in seine Richtung und deutete mit dem Zeigefinger auf ihn, als wolle sie ihn damit durchbohren. „Dachten Sie wirklich, ich wäre so blöd, es nicht zu merken?“

Darauf baute er sich wieder in voller Größe vor ihr auf. „Ich habe mich bei der Arbeit an Vorschriften zu halten, die solche Fälle ganz klar regeln!“

„Fälle? Was bin ich denn für ein Fall?“

„Sie haben sich hochverdächtig verhalten! Im Interesse der öffentlichen Sicherheit hatte ich keine andere Wahl. Was verstecken Sie denn da in ihrer Hand? Ist das etwa ihre Börse, in der Sie Ihr ehrlich verdientes Geld ...“

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich!“, rief Mikadelu. „Worum geht es hier überhaupt?“

Yorwall sah Rosabel an. Sie war drauf und dran ihre Arme trotzig zu verschränken, besann sich dann aber wegen des Umschlags doch anders. „Also gut“, sagte sie. „Das hier ist nicht unser erstes Treffen. Wir sind uns vor ein paar Stunden schon einmal begegnet. Er hat die Metronaut gefahren, mit der ich hierherkommen wollte. Aber ich bin verdammt nochmal nicht schwarzgefahren! Schon an der Gemmenstraße hat eine

Brandbombe einem Haus das Dach weggefetzt. Da kann mir wohl kaum jemand vorwerfen, dass ich ... Was ist?“

Mikadelu schien auf etwas weit Entferntes zu starren, während er lautlos die Lippen bewegte.

„Professor Gidyon?“, meldete sich Shaina vorsichtig zu Wort.

„Die Fäden ... sie verflechten sich tatsächlich. Es geschieht, wie das Orakel es vorausgesagt hat“, flüsterte er. „Sie alle, Sie sind Teil der Prophezeiung der Drei.“

„Prophezeiung?“, rief Shaina, schien selbst über ihre Lautstärke zu erschrecken und fuhr mit gedämpfter Stimme fort, als wolle sie nicht, dass derart Unerhörtes seinen Weg zu den falschen Ohren fand: „Aber Professor Gidyon, Orakel und Prophezeiungen? Ist das nicht ... Mondmagie? Ich dachte, davon müssten wir uns um jeden Preis fernhalten?“

Der Boden erzitterte. Der Aufzug hatte sein Ziel erreicht.

Rosabel lachte auf. „Ihr Professor ist vielseitiger, als er auf den ersten Blick erscheint.“

Die Türen des Aufzugs öffneten sich.

Mikadelu sagte nur: „Ich erkläre Ihnen gleich alles“. Dann führte er sie an einem Treppenabgang vorbei zu einer schlichten Holztür am Ende eines kurzen Flurs.

Aus Richtung Nordosten rollte eine Kutsche über eine alte, holprige Landstraße durch Weinberge, hügelige Kürbispfelder, Getreideäcker und Haine aus knorrigen Obstbäumen gemächlich, aber stetig auf Ryslak zu. Die Wangen der Kutscherin waren vom selben frischen Rot wie die Äpfel ringsherum und ebenso prall; ihr unter dem Kinn zusammengebundener Schutenhut war so goldgelb wie der im warmen Wind wogende Weizen; das Braun der Haselnüsse am Wegesrand fand sich in ihren Augen

wieder, das Grün der würzigen Kräuter in ihrem Rock, und in ihrem Umhang das Blau des morgendlichen Himmels. Dort zogen ein paar vereinzelte Wolken, leuchtend weiß wie der Sonnenschirm aus Spitze in ihrer linken Hand und strahlend wie das Lächeln, mit dem sie sich an den sehnigen, schwarzhaarigen jungen Mann mit Dreitagebart und Zylinder neben ihr wandte.

„Ennard, Junge, bitte seien Sie so gut und halten Sie kurz die Zügel. Ich möchte mir einen Tee einschenken.“ Sie faltete den Schirm zusammen und begann, in einem Korb zwischen ihren Füßen zu wühlen. „Möchten Sie auch eine Tasse?“

„Danke. Im Moment nicht.“

„Im Moment nicht!“, schimpfte sie. „Sie trinken viel zu wenig. Wie oft habe ich Ihnen schon erklärt, Wasser ist der Grund ... huch!“

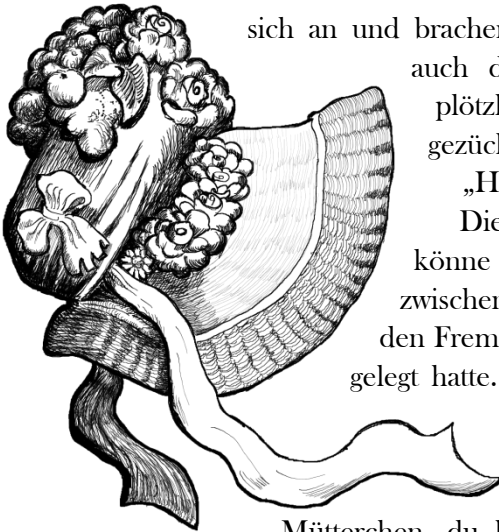
Die Kutsche war über einen Hubbel gefahren und der Tee teils auf den Kleidern, teils auf den Gesichtern der beiden Reisenden gelandet.

Ennard brachte die Kutsche sofort zum Stehen. Die beiden blickten sich an und brachen in schallendes Gelächter aus. Sie konnten auch dann nicht mit dem Lachen aufhören, als plötzlich ein Kerl in schäbiger Kleidung und mit gezücktem Schwert vor ihnen auf die Straße sprang.

„He!“, rief er.

Die Dame stützte sich auf ihren Schirm, als könne sie so besser wieder zu Atem kommen, stieß zwischen zwei Lachern ein „Moment!“ hervor und ließ den Fremden noch etwas stehen, bis sich der Lachanfall gelegt hatte. Dann sagte sie, während sie sich mit einem geblühten Taschentuch das Gesicht abtupfte: „So, jetzt bin ich ganz für Sie da. Wie kann ich Ihnen helfen?“

„Mütterchen, du hast da wohl was nicht kapiert: Das ist ein



Überfall. Ihr kommt jetzt da runter, gebt mir euer Geld und zeigt mir, was ihr sonst noch Schönes dabeihabt!“

„Ach so“, antwortete die Dame und zog dabei das „o“ in die Länge. „Tut mir leid, das geht leider nicht.“ Der Wegelagerer machte ein verständnisloses Gesicht. Die Dame fuhr fort, während sie ihr Taschentuch ordentlich zusammenfaltete und in ihre Tasche steckte:

„Ich meine, es tut mir leid für Sie, junger Mann. Für einen Überfall haben wir leider gar keine Zeit. Wir sind zu einer unerhört wichtigen Verabredung unterwegs und der Weg ist noch weit, nicht wahr, Ennard?“

Der Schwarzhäarige grinste und nickte eifrig.

„Ich weiß nicht, was ihr für durchgeknallte Irre seid“, zischte der Wegelagerer, „aber ich hab auch keine Zeit, vor allem nicht für eure bescheuerten Spielchen!“ Er machte eine Handbewegung, worauf vier Gestalten mit gespannten Bogen hinter den Bäumen hervortraten, die Pfeile auf die Kutsche und deren Passagiere gerichtet. „Runter mit euch, und zwar sofort!“

„Junger Mann, Ihnen mangelt es nicht nur an Manieren, sondern auch und vor allem an Überzeugungskraft. Glauben Sie eigentlich an das, was Sie tun? Also mich überzeugt das alles hier überhaupt nicht. Sie, Ennard?“

„Nicht im Geringsten“, sagte der, setzte eine traurige Miene auf und schüttelte mit aufgeplusterten Backen langsam den Kopf. Dann richtete er das Wort an einen der Schützen: „Aber sagen Sie mal, sind das nicht Bogen aus Goldweidenholz?“

Der Angesprochene wusste nicht, wie ihm geschah. „Ich ... ähm ... ja?“

„Gratuliere, Ennard!“, sagte die Dame mit dem Schirm. „Wie ich sehe, habe ich Ihre Arbeit in Botanik völlig zu Recht mit der Bestnote bewertet. Das Schwert ist ja offensichtlich aus gewöhnlichem Stahl. Also, was schlagen Sie vor?“

„Haltet sofort alle die Klappe!“, schrie der Anführer der so rüde ignorierten Räuberbande und machte mit erhobenem Schwert einen

Schritt auf die Kutsche zu. Doch Ennard schenkte ihm genauso wenig Beachtung wie seine Begleitung.

„Eine Revitalisatio Accelerata und eine simple thermische Transmutation sollten genügen“, meinte er.

„Gut, gut, einverstanden! Sie die Revitalisatio, ich die Transmutation?“

„Aber gerne.“

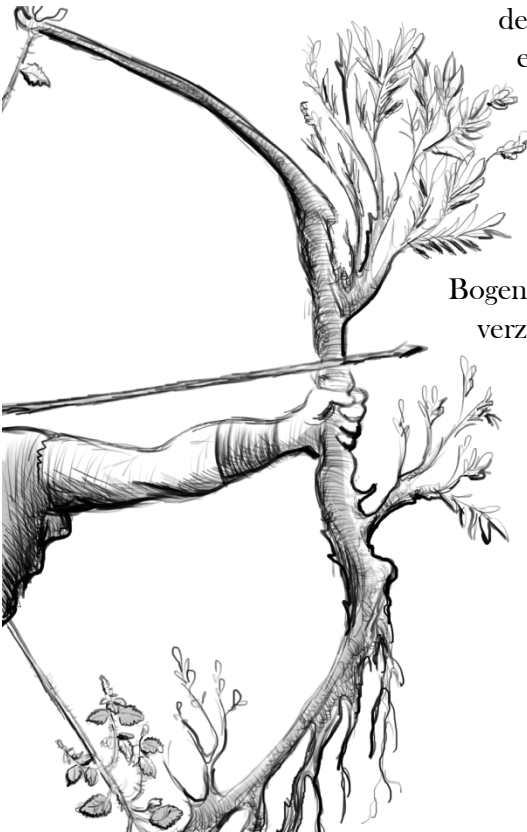
„Nach Ihnen!“

Ennard hob seine Hand und betrachtete die Linien darauf, als wolle er die Zukunft daraus lesen. Dann führte er seine Fingerspitzen zusammen, als schlosse sich eine Knospe und schickte den Bogenschützen ein spitzbübisches Lächeln entgegen.

Hätten die Räuber genügend Zeit und Muße gehabt, auf Ennards grüne Augen zu achten, dann hätten sie vielleicht das Flimmern wahrgenommen, das von dort über seine Handfläche in die Erde sprang. Sie hätten den verästelten Weg des Flimmerns verfolgen und sehen können, wie es sich gleich einem unterirdischen Blitz aufgabelte und in einer Zickzackbewegung jeden von ihnen erreichte. Ja, hätten sie Augen für

derlei Dinge gehabt, dann wäre ihnen auch nicht entgangen, dass die vertrockneten Blätter und das dürre Gras auf dem Weg, den jenes Flimmern genommen hatte, nun vor sattem, saftigem Grün strotzten.

Sie waren aber viel zu sehr abgelenkt von den plötzlichen Veränderungen, die Pfeile und Bogen in ihren Händen durchmachten: Das Holz verzerrte sich unter Knacken und Knirschen; an zahllosen Stellen brachen frische Triebe und Blätter hervor; Wurzeln tasteten nach dem Erdboden und bohrten sich hinein; eine wahre Pracht an goldgelben Blüten explodierte aus den blitzartig gewachsenen jungen Zweigen. Aus den



Bogensehnen aber wurden Brennnesseln, und fast gleichzeitig ließen ihre vier ehemaligen Besitzer sie unter überraschten Flüchen gehen.

„Sie sollten besser auf Ihre Hände achtgeben“, sagte die Dame, zeigte mit ihrem Schirm auf den Anführer und ergänzte: „Vor allem Sie.“ In einem Wimpernschlag glühte das Schwert weiß auf und zerfloss mit einem lauten Zischen. Der Mann sank unter grausigen Schmerzensschreien neben der Pfütze aus flüssigem Metall zu Boden, seine Kumpane standen starr vor Schreck. Die Dame erhob ihre Stimme, um die Schreie zu übertönen:

„Diese Goldweiden sind erstaunliche Pflanzen. Ich weiß ja nicht, ob die Herren ein Zuhause haben. Denn dann könnten Sie sich ein paar Zweige abschneiden, mitnehmen und dort in die Erde stecken. Sie würden dann sehen, dass sie dort ganz schnell austreiben und Wurzeln schlagen. Die Regenerationsfähigkeit der Goldweide ist enorm. Und deshalb – oh, einen Moment bitte ...“ Sie beugte sich abermals zu ihrem Korb hinab, nahm einen Tiegel heraus und sprang dann vom Kutschbock, um sich damit auf den Weg zu dem sich krümmenden Mann zu machen, dessen Schreie inzwischen in ein Wimmern übergegangen waren. Sie kniete sich neben ihn und fuhr fort: „Und deshalb ist das Harz der Goldweide eine wichtige Zutat dieses Balsams. Zeigen Sie mal her. Mhm. Das schmerzt jetzt und sieht unschön aus, ist aber oberflächlich. Ich versichere Ihnen, wenn Sie die Verbrennung morgens und abends großzügig damit einreiben, wird in zwei Wochen keine Spur mehr davon zu sehen sein.“ Während sie den Balsam auftrug, vergaß der Mann sogar das Wimmern und blickte sie mit großen Augen an, genau wie die anderen – außer Ennard. Der hatte einen Stift und ein kleines Büchlein gezückt und machte Notizen.

„So, ich bin hier fertig“, sagte die Dame, stellte den Tiegel neben dem Verarzten ab und kletterte für ihre Körperfülle überraschend mühelos zurück auf den Kutschbock. Von dort aus rief sie den übrigen Räubern zu: „Machen Sie es wie die Goldweide: Gehen Sie gestärkt aus Ihren Verletzungen hervor und finden Sie ein Zuhause. Schlagen Sie Wurzeln.“

Damit meine ich aber nicht, dass Sie jetzt weiter wie angewurzelt stehenbleiben sollen. Tun Sie Gutes, Heilsames! Als erstes helfen Sie gefälligst endlich Ihrem Freund!“

Auf ihr Zeichen hin setzten sich Pferde und Kutsche in Bewegung. Im Vorbeifahren wandte sich die Dame dem am Boden Liegenden zu: „Ich wünsche Ihnen eine gute Besserung.“

Als die Räuber die Kutsche schon von hinten sahen, hörten sie die Dame noch rufen: „Ach ja, für den Fall, dass Sie eine ehrliche Arbeit suchen: Hier in der Gegend gibt es in den Weinbergen immer etwas zu tun. Zufällig weiß ich, dass auf dem Lutzenrapper Weingut noch ein paar tüchtige Hände gebraucht werden. Ich meine ja nur, falls Sie interessiert sind. Auf Wiedersehen! Ich werde ein Auge auf Sie haben. Auf Sie alle.“

Die Kutsche verschwand hinter einer Biegung. Von dort war noch ein letzter Gesprächsfetzen zu hören:

„Waren Sie eben nicht etwas streng?“

„Solve et coagula, Ennard. Solve et coagula.“

Hinter der Holztür befand sich ein kleiner, völlig leerer Raum mit nichts als einer weiteren Holztür derselben Bauart an seinem anderen Ende. Shaina konnte nicht sagen, was sie erwartet hatte, aber sicher nicht das. Doch gerade als sie anfangen wollte, sich gehörig über diese enttäuschende Einrichtung des Basaltturms zu wundern, da fühlte, nein, da wusste sie: Dieser Raum war eine Schleuse. Es war ihr zwar nicht klar, auf welche Weise und wofür, aber es war eindeutig so. Professor Gidyon öffnete die zweite Tür – kein Schloss, kein Riegel war daran zu sehen, und doch war es offensichtlich, dass dies die am besten gesicherte Tür im Turm war – und sagte: „Treten Sie bitte ein.“

Die Aussicht durch die Fenster der Doppelflügeltür gegenüber, die zum Rundbalkon des Turms führte, nahm in ihrer vollkommen

bedingungslosen Monumentalität zunächst Shainas ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wer Ryslak von hier oben betrachten konnte, der hatte zwangsläufig nicht nur im engeren Sinne des Wortes einen ausgezeichneten Überblick über die Stadt. Nur langsam gelang es Shaina, ihren Blick vom endlosen Häusermeer abzuwenden und im Zimmer umherschweifen zu lassen: Ein großer, dunkelgrüner Teppich auf einem Dielenboden. An den Wänden Keramikkacheln in einem rotbraunen, erdigen Ton, mehrere Leuchter, in denen Kerzen brannten, sowie eine Garderobe. Eine blau lackierte Holztür nach links, eine nach rechts. Und dann war da noch das Gefühl, irgendetwas übersehen zu haben, etwas schwer Fassbares. Waren es die geschwungenen Formen überall? Natürlich, die Wände waren fast unmerklich sanft gekrümmt, schließlich war der Turm rund. Aber war es das wirklich?

Professor Gidyon lehnte seinen Stab an die Garderobe und öffnete die Tür zur linken Seite mit den Worten: „Bitte, nach Ihnen.“

Rosabel Marmonti und Vigo Yorwall gingen, ohne sich weiter umzusehen, in den nächsten Raum. Shaina folgte ihnen. Der nächste, ebenfalls von Kerzen erleuchtete Raum war ähnlich wie der vorige, aber etwa doppelt so groß. Hätte Shaina schon zuvor gewusst, dass sie hier eine noch imposantere Aussicht erwartete, wäre sie wohl den anderen ungeduldig vorausgeeilt. Fast die gesamte rechte Wand bestand aus einem Fenster, das bis zum Boden reichte. An den übrigen Wänden aber waren Bücherregale, nur unterbrochen durch einen offenen Kamin zur Linken, in dem ein Feuer mit genüsslichem Knacken dicke Holzscheite verzehrte. Davor sechs Ohrensessel um einen niedrigen Tisch, auf dem eine Wasserkaraffe und vier Gläser standen, in denen sich die Glut des Kaminfeuers spiegelte. Der Erzmagier bedeutete ihnen Platz zu nehmen. Shaina ließ sich in einen der Ohrensessel sinken, als es sie plötzlich durchfuhr. „Das ist es also, was nicht stimmt!“, rief sie. Die anderen blickten sie an. „Draußen ist ein Sommermorgen und hier brennt ein

Kaminfeuer! Und außerdem ... kommt es mir hier irgendwie so vor, als ... als wäre es Abend.“

„So, so“, sagte Rosabel und erhob sich wieder. „Also was meiner Meinung nach hier nicht stimmt, ist dass wir nichts zu futtern auf dem Tisch haben, und das, nachdem mein Frühstück heute aus Keksen bestand. Ich weiß ja nicht, was Mikadelu Dringendes mit uns vorhat, aber es wird noch eine Minute warten können. Will noch jemand was aus der Küche?“



Nur der Erzmagier antwortete trocken: „Danke, nein, aber fühlen Sie sich wie zuhause.“

„Wie sollte ich mich denn sonst fühlen?“, gab Rosabel noch trockener zurück, ehe sie durch die Tür verschwand, durch die sie gerade gekommen waren.

Professor Gidyon wandte sich an Shaina. „Um auf Ihre Bemerkung zurückzukommen: Sie haben ganz richtig festgestellt, dass hier andere Gesetze gelten, und das nicht nur das Benehmen von Gästen betreffend. Dieser Ort ist ... nun, ich würde nicht sagen unabhängig von der Außenwelt, nein, das sicher nicht. Aber er ist ihren wechselhaften Launen in viel geringerem Maße unterworfen als die meisten anderen Orte. Er ist nach meinen Vorstellungen eingerichtet, und ich mag Winterabende sehr.“ Er warf einen Blick auf das Kaminfeuer und schien einen Augenblick wie abwesend. Dann fuhr er fort: „Wie auch immer, ich hoffe, Frau Marmonti gesellt sich schnell wieder zu uns, damit ich Ihnen dreien endlich erklären kann, warum und wozu ich Sie hierher eingeladen habe.“

Aus Richtung Nordwesten sprengte eine Reiterin auf einem weißen Pferd über eine pfeilgerade Allee auf das ferne Ryslak zu. Ein Beobachter, dem Kausalität nicht allzu viel bedeutete, hätte es für auf der Hand liegend gehalten, dass es die Zielstrebigkeit der Reiterin war, die der Straße erst diese Form verlieh, so unbeirrbar ehrgeizig waren ihre Augen auf das noch unsichtbare Ziel gerichtet, so erbarmungslos trieb sie ihr Pferd zur Höchstleistung an. Vor dem trüb über der Moorheide hängenden



Himmel leuchteten ihr Reittier und die Reiterin in ihren weißen Kleidern, mit ihrer blassen Haut und ihrem blonden Haar geradezu wie ein Komet von majestätischer Kühle in der Morgendämmerung. In geringem Abstand folgte ein vollbeladenes Packpferd, das trotz der Last auf seinem Rücken mit derselben erstaunlichen Mühelosigkeit durch die stumme Landschaft flog wie das erste.

Sie ließen eine Reihe von verlassenen Torfstecherdörfern hinter sich, dann führte die Straße in einen Wald aus Kiefern und Birken, der sie mit grauen Nebelschwaden empfing. In den Schatten des Waldes verstärkte sich der Eindruck, dass von den Pferden eine eigene Helligkeit ausging, ein fahles Licht wie von dem bald vollen Mond, der blass über ihnen am Himmel stand. Die Reiterin zügelte das Tempo etwas und warf immer wieder kurze Blicke nach links und rechts in das Zwielficht zwischen den Bäumen. Der Nebel wurde dichter. Aus der Ferne war das Heulen eines Wolfes zu hören und nur wenige Augenblicke danach kam eine Antwort aus der entgegengesetzten Richtung, deutlich näher diesmal. Die Frau in Weiß ritt unbeirrt voran.

In der Luft lag ein modriger Geruch. Die Reiterin verlangsamte das Tempo noch weiter und näherte sich vorsichtig einer Brücke, die sich vor ihr im Nebel abzeichnete. Es war eine sehr schmale, alte Holzbrücke über einem Graben, dessen Böschung steil zu schwarzem Wasser abfiel. Das andere Ufer hatte der Nebel vollständig verschluckt. Die Reiterin kam an der Brücke an und stieg vom Pferd. Sie schaute auf die Erde, als suche sie etwas, hob den Kopf, als lausche sie nach etwas, streckte ihre zarten Finger aus, als taste sie nach etwas.

„Mhm“, sagte sie.

Sie führte ihr Pferd langsam auf die Brücke, das andere folgte. Als sie das Ende der Brücke erreicht hatte, hielt sie inne und blickte zu Boden. Aus der Tiefe drang ein Schaben, Kratzen, Wühlen. Sie tat einen Schritt zurück. Eine halb skelettierte Hand brach aus der Erde und griff nach der Stelle, wo sie gerade noch gestanden hatte. Weiße Maden wanden sich aus

demselben Loch wie die tastende Hand, eine ölige, schwarze Flüssigkeit quoll hervor. Die Frau wich langsam zurück, ohne den Blick abzuwenden und ohne eine Regung zu zeigen, während sich aus dem Morast, unter Zuckungen und Röcheln, ein moderner Körper schälte. Je weiter sie sich mit den Pferden zurückzog, desto mehr verhüllte der Nebel wie ein gnädiger Vorhang das groteske Schauspiel, bis er ganz zugefallen war. Sie erreichte die Mitte der Brücke, wandte sich um und beschleunigte ihre Schritte, nur um wieder anzuhalten. Die Erde am anderen Ufer wölbte sich ruckartig zu einer schwarzen Beule.

„Er ist also zurück“, sagte sie.

Die Beule platzte auf, und ein augenloser Schädel, überzogen von wächserner Haut stieß tollwütig um sich beißend daraus hervor, ein halb verrotteter Rumpf folgte. Die Frau zog sich, gefolgt von den Pferden, in die Mitte der Brücke zurück. Von beiden Seiten drangen aus dem Nebel pochende, schmatzende Geräusche. Etwas schlug immer wieder dumpf auf dem Holz der Brücke auf und löste sich dann wieder davon. Dann mehrfach das Geräusch aufplatzender Erdbeulen. Die Frau blickte über das Gelände in den Graben unter ihr. Als hätte das schlammige Wasser auf ihr Zeichen gewartet, begannen Blasen daraus aufzusteigen. Ein Gurgeln erscholl. Die Frau seufzte und lehnte sich mit dem Rücken an das Gelände. Aus ihrer Handtasche holte sie eine Zigarette und ein Feuerzeug hervor. Die Pferde standen wie erstarrt links und rechts von ihr. Sie zündete die Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. In der weißgrauschwarzen Welt um sie war die Glut der einzige Farbfleck. Sie stieß den Rauch sanft aus.

„Das hier ist jetzt wirklich die letzte.“

Die Körper kamen in großer Zahl von beiden Seiten aus dem Nebel auf sie zu, manche gekrochen, manche gewankt. Sie blickte auf die beiden Pferde.

„Ihr seid hier nicht von Nutzen.“

Das Licht der Pferde erlosch, und sie zerflossen in Nichts. Gepäck, Sattel und Zügel fielen auf die Brücke. Die Frau zog ein weiteres Mal kräftig an der Zigarette. Dann noch einmal. Und noch einmal. Die Glut leuchtete von Mal zu Mal heller auf und brannte nach dem dritten Zug in einem beständigen grellroten Schein. Sie beugte sich nach unten und zog mit der Zigarette, so als hielte sie eine Kreide in der Hand, einen Kreis neben sich, der in demselben Rot aufleuchtete wie die Glut. Sie zeichnete einen weiteren solchen Kreis um sich und erhob sich, als die ersten fäulnisgezeichneten Leiber den Glutschein erreichten.

Sie hielt die Zigarette vor ihren Mund und pustete die Glut neben sich, mit einem Atem, der unerschöpflich schien: Die Funken sprühten als ununterbrochener Strahl knisternd in den anderen Kreis und begannen dort dessen Form umherwirbelnd nachzuzeichnen, verdichteten sich zu einer lodernden Feuersäule. Die wandernden Kadaver hielten inne. Die Frau schleuderte ihre Zigarette von sich und rief:

„Almandaras!“

Die Flammen sanken hinab und gaben den Blick frei auf eine große menschenähnliche Gestalt, deren völlig haarlose, glänzend schwarze Haut von einem leuchtenden Muster aus gelben Streifen und Flecken überzogen war. Die Augen des Wesens glühten vor Macht, die Luft um es herum flimmerte. Als es mit einer Stimme sprach, die in einem Moment klang wie prasselndes Feuer, im nächsten wie zischende Lava, die sich ins Meer ergießt, züngelten Flammen aus seinem Mund. „Schandflecke! Spottgeburten! Höllengezücht! Staub und Asche sollten sie längst sein, vergangen, zurückgekehrt in die Erde, aber sie klammern sich mit geliehener Kraft an ihr widernatürliches Dasein! Lasst mich sie sengen, verbrennen, einäschern, zerstören, vernichten!“

„Tu das“, sagte die Frau in Weiß. „Aber pass dabei auf, dass meinen Sachen nichts passiert.“ Sie zog einen Kamm aus ihrer Tasche und fügte hinzu: „Und der Brücke natürlich auch nicht.“ Während das Feuer um sie herum brüllend wütete, kämmte sie sich zunächst sorgfältig die Haare,

machte sich eine hübsche Hochsteckfrisur zurecht, zückte dann einen kleinen Handspiegel, um Puder aufzutragen, kontrollierte ihren Lippenstift, überschritt aber bei alldem den Glutkreis nicht. Dann blickte sie sich naserümpfend um und fächelte mit der Hand den Rauch fort.

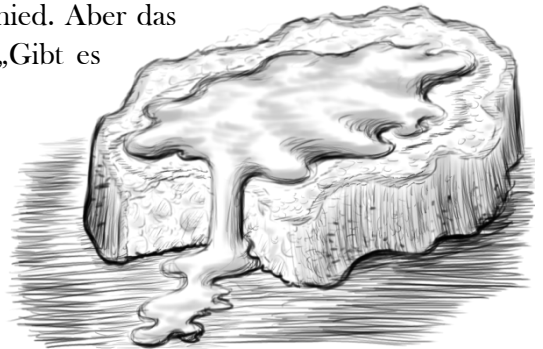
„Puuuh ... Ich hätte nicht gedacht, dass sie jetzt *noch* schlimmer riechen würden. Aber es war wieder eine Freude, mit dir zusammenzuarbeiten.“ Das Wesen verneigte sich vor ihr. Sie lächelte und sagte: „Du kannst gehen.“ Daraufhin erlosch das Wesen. Gleichzeitig verschwanden die beiden Glutkreise.



Wenige Augenblicke später sprengte die Frau in Weiß mit ihren beiden Pferden über die Brücke, über verkohlte Körper und rußige Knochen hinweg, Rauch und Asche aufwirbelnd. Der Nebel hatte sich gelichtet. Das Geheul der Wölfe erklang erneut, doch dieses Mal, als wäre darin eine Spur von Wut.

„So, da bin ich auch schon wieder!“ flötete Rosabel. Shaina warf ihr einen Blick über ihre Schulter zu, als sie das Kaminzimmer betrat, einen Stapel belegter Brote balancierend. „Aber nicht, dass ihr meint, ihr bekommt auch etwas ab“, sagte sie, während sie sich in den Sessel direkt vor dem Kamin plumpsen ließ. „Ich hab euch ja gefragt.“ Eines der Brote war verrutscht und Honig tropfte auf den Tisch. „Ups.“ Sie kicherte.

„Frau Marmonti!“ Shaina erschrak vor Mikadelus Stimme. Sie kannte ihren zumeist ruhigen, sonoren Klang, wenn der Professor ihnen komplizierte Sachverhalte leicht verständlich erklärte. Nicht etwa, indem er diese Sachverhalte übertrieben vereinfachte, sondern indem er seine Studenten wie eine Reisegruppe von einem Ort in seinen Gedanken zum nächsten führte. Seine Stimme war dabei wie ein Seil, das jene Orte miteinander verknüpfte, an dem sie sich in der Dunkelheit entlangtasten konnten oder an dem er sie nach oben zog, wenn seine Gedankengänge zur Erkundung steiler Höhen führten. Sie kannte seine Stimme auch in ihrer kräftigen, melodischen Klanggestalt, wenn Gidyon von einem Thema begeistert war – oder wenn er eine Zauberformel sprach. Sie kannte sogar seine strenge Stimme, die er während des Unterrichts allerdings nur selten benutzen musste und die sich von der begeisterten Stimme nur in einer leichten Verschiebung des Tonfalls unterschied. Aber das hier war neu. Der Professor war nervös. „Gibt es denn nichts, was Sie ernst nehmen?“



„Ich nehme dieses Frühstück todernst“, antwortete Rosabel kauend. Einige ihrer verfilzten Schlangenhaare hingen in die Butter, obwohl sie sie immer wieder aus dem Gesicht strich. Ein paar Krümel fielen auf den grünen Teppich.

Vigo Yorwall warf einen bösen Seitenblick auf die genüsslich Frühstückende neben sich und sagte: „Direktor Gidyon, ich kann sicher auch im Namen Ihrer Schülerin sagen, dass zumindest wir beide wirklich wissen wollen, wie wir Ihnen helfen können.“

„Das reicht nicht“, antwortete er. „Ich brauche Sie alle. Alle drei.“

„Ich habe nie gesagt, dass ich nicht helfen würde“, sagte Rosabel. „Aber ich will auch wissen, wie *Sie mir* helfen können.“ Sie spülte ihren Mund geräuschvoll mit einem Schluck Wasser aus und grinste: „Ein gegenseitiges Geben und Nehmen.“

„Sie sind unmöglich!“, platzte es aus Herrn Yorwall heraus.

„Möglich“, sagte Rosabel.

Shaina war sich nicht mehr sicher, ob die Szene um sie herum sie eher belustigte, verärgerte oder beunruhigte. Sie sagte in die Runde: „Ich verstehe nicht, wie Sie sich hier streiten können, ohne wirklich zu wissen, worüber. Professor Gidyon, bitte sagen Sie uns doch, worum es geht.“

Der Direktor blickte allen dreien der Reihe nach kurz und tief in die Augen, als wolle er sich vergewissern, dass er sich in ihnen nicht getäuscht hatte. Dann sagte er: „Es geht um alles. Uns droht eine unsägliche Gefahr.“

„Sind es die Bakai?“, fragte Herr Yorwall. „Gibt es wieder einen Krieg?“

„Oh, nein.“ Gidyon stieß ein bitteres Lachen hervor. „Ich wünschte, es wäre so einfach. Nicht nur das Königreich Cor ist in Gefahr, sondern ganz Tavaruk.“

„Na, jetzt sagen Sie bloß nicht, dass Grinyul wieder zurückgekehrt ist!“, sagte Rosabel und ließ ihr Brot sinken.

„Nein, das ist er nicht“, antwortete der Direktor und fügte dann zögerlich hinzu: „Noch nicht. Zumindest weiß ich nicht, ob auch er eine Rolle in dieser Angelegenheit spielt. Aber wenn er erfährt, was ich Ihnen jetzt mitzuteilen habe, dann wird er auf den Plan treten. Und ich fürchte, er wird es erfahren, früher oder später.“

„Ach, das glaube ich kaum“, antwortete Rosabel. „Wenn nicht einmal wir als Ihre Freunde eine Ahnung haben, was los ist, wie soll er es dann wissen? Ist ja auch wieder mal typisch, die Regierung verheimlicht alles.“

„Die Regierung!“ entfuhr es Gidyon. „Gütige Sonne, nein! Es muss um jeden Preis verhindert werden, dass der Reichspräsident oder gar der König hiervon auch nur irgendetwas erfährt! Sie alle müssen mir versprechen, wie auch immer Sie sich entscheiden werden, dass alles, was Sie gleich erfahren werden, unter uns bleibt, und unter einigen wenigen, besonders vertrauenswürdigen Personen, die ich Ihnen noch nennen werde.“

„Sie haben mein Wort“, sagte Herr Yorwall.

„Ich verspreche es“, sagte Shaina und nickte.

„Pfff!“, machte Rosabel. „Wie könnte ich Ihnen so etwas versprechen, solange Sie nicht damit rausrücken, was hier eigentlich abgeht? Sie wissen so gut wie ich, dass ein solches Versprechen nichts wert ist. Entweder vertrauen Sie mir und meinen Entscheidungen oder nicht. Was hatten Sie vorhin gerade über Vertrauen gesagt? Gehen Sie mit gutem Beispiel voran, Miki!“ Dann biss sie herzhaft in das nächste Brot.

Shaina zuckte innerlich zusammen, doch der Professor überraschte sie mit seiner ruhigen Stimme: „Sie haben völlig Recht, Frau Marmonti. Ich habe die besten Gründe zu glauben, dass hier, genau jetzt, die richtigen Menschen zur richtigen Zeit und am richtigen Ort versammelt sind. Wer Sie drei sind und woher Sie gekommen sind, mag noch so unterschiedlich sein, nun liegt ein gemeinsamer Weg vor Ihnen, und dieser gemeinsame Weg, Ihre gemeinsame Aufgabe, wird eine Gemeinschaft formen. Auch wenn ein großes Unheil zu dieser Zusammenkunft geführt hat, so liegt in

ihr der Schlüssel zur Heilung. Zur Heilung Tavaruks, denn von nichts Geringerem handelt Ihre Aufgabe. Es steht nämlich zu befürchten, dass eine dunkle Macht Wunden in die Welt zu schlagen plant. Oder eher ... versucht, eine alte Wunde wieder aufzureißen.“

Alte Wunde. Diese Worte implodierten wie eine Eisblase in Shainas Magen, und deren Splitter krochen ihr dann, eine kalte Spur hinterlassend, den Rücken hinauf. „Aber, Professor Gidyon ... Sie sprechen doch nicht ... von den Tagen der Unsterne?“

Sie bemerkte, dass nun auch die anderen beiden auf den Erzmagier starrten. Rosabel hatte mit dem Kauen aufgehört, Vigo Yorwall saß angespannt, wie in Alarmbereitschaft. Das Holz im Kamin knackte. Der Professor ließ seine Augen einen Moment auf der Tischplatte ruhen und strich mit dem Zeigefinger über sein Wasserglas. „Was uns von der dunklen Seite trennt, ist ebenso dünn wie dieses Glas. Aber auch stabil und undurchdringlich. Es sei denn ...“

Shaina erinnerte sich an eine Vorlesung. Drittes Semester, extraplanare photopneumatische Resonanztheorie. „Es sei denn, jemand schlägt an der richtigen Stelle gegen die Hülle“, ergänzte sie, und ihre eigenen Worte ließen sie schaudern.

„Ja“, sagte der Erzmagier. Erst jetzt blickte er auf, geradewegs in Shainas Auge. „An der richtigen Stelle – mit dem richtigen Werkzeug.“

Sie verstand, und ihre Hand bewegte sich wie von selbst vor ihren Mund. „Nein“, flüsterte sie und schüttelte langsam den Kopf.

„Doch.“ Gidyon unterstrich dieses Wort mit einem Nicken. „Es ist leider genau so, wie Sie ahnen, Shaina.“ Er tippte die Fingerspitzen seiner Hände mehrfach gegeneinander, als helfe ihm das, seine Gedanken zu sammeln. Er atmete hörbar ein und sagte dann mit ungerührter Stimme: „Meine Freunde, ich muss Sie davon in Kenntnis setzen, dass mich gestern Abend eine schlimme Nachricht aus der Klosterbastion erreicht hat. Das Auge des Likhen-Ra ist verschwunden.“

Vigo machte das Sonnenzeichen auf seiner Stirn.

Rosabel sagte: „Scheiße.“

Shaina aber wusste plötzlich, dass es sich um einen Irrtum handeln musste. „Das kann nicht sein, Professor Gidyon. Das Auge des Likhen-Ra ist der am besten bewachte Gegenstand auf Tavaruk. Ich glaube nicht, dass es einfach so verschwinden kann.“

„Das stimmt natürlich“, entgegnete der Professor. „Einfach so verschwinden kann es in der Tat nicht. Jemand muss es gestohlen haben.“

„Aber ... wie gestohlen? Nein, das ist einfach nicht möglich!“ Shaina blickte hilfesuchend in die Runde. Die anderen mussten doch auch sehen, dass das nicht sein konnte.

Herr Yorwall fing zögerlich an zu sprechen: „Professor Gidyon, ich möchte auf keinen Fall Ihr Urteil in Frage stellen. Aber ist es nicht denkbar, dass Ihnen jemand einen gefälschten Brief geschickt hat, um Sie in die Irre zu führen? Sie sagten, Grinyul habe nichts damit zu tun. Aber was, wenn er die Aufmerksamkeit des Königreichs in den Süden lenken will, damit er aus dem Norden zuschlagen kann?“

Professor Gidyon schüttelte den Kopf. „Unsere Späher im Norden haben nichts gemeldet, was darauf hinweisen würde. Sicher, seine Mondtiere sind in Cor unterwegs, aber zu wenige für einen großen Angriff. Dasselbe gilt für seine Untoten, zumindest diesseits der Bitterzähne. Ganz abgesehen davon bin ich von der Echtheit der Nachricht überzeugt. Sie stammt ohne jeden Zweifel von Kevniker Navid persönlich.“

„Möge das Licht Likhen-Ras auf sein Haupt fallen“, murmelte Vigo Yorwall. Rosabel verdrehte die Augen.

Herr Yorwall sagte: „Aber wenn nicht Grinyul dahintersteckt, wer auf Tavaruk wäre böse genug, so etwas zu tun?“

„Eine wirklich putzige Frage“, sagte Rosabel, „aber mich interessiert noch viel mehr: Wer wäre blöd genug, so etwas auch nur zu versuchen? Ich bin ja wirklich nicht vom Fach, aber sogar ich weiß, dass die Fallen und Wächter dort absolut tödlich sind. Jeder weiß das! Und überhaupt: Auch wenn es keine Wächter gäbe, wimmelt das Kloster doch vor

Bekloppten, die nichts Besseres zu tun haben, als den Pfaffen dort ihr letztes Geld in den Rachen zu schmeißen. Oh, Verzeihung!“ Sie grinste in Herrn Yorwalls Richtung. „Ich meinte natürlich: Ständig erweisen Heerscharen frommer Pilger dem heiligen Auge des Likhen-Ra ihre Ehre.“

„Was Sie beide fragen, ist absolut berechtigt“, sagte Mikadelu. „Wir können daraus folgern: Unser Gegner ist unvorstellbar böse und genauso mächtig.“

„Hm ... Resi?“

„Ja, Liebes?“

„Die Geschichte war ja bis jetzt ganz spannend, aber ...“

„Was denn? Gefällt sie dir nicht mehr?“

„Doch, doch! Es ist nur ... Ich verstehe nicht, warum jetzt alle so aufgeregt sind. Was soll das Ganze mit diesem Auge?“

„Stimmt, das kannst du natürlich nicht wissen. Ich hab dir ja noch kein einziges Mal aus der Sonnenschrift vorgelesen, seit du hier bist.“

„Warum denn? Und was ist die Sonnenschrift überhaupt?“

„Ach mein Herzblättchen, es war einfach noch zu früh. Ich wollte, dass du vorher noch viele andere Sachen hörst. Andererseits ist unsere Gutenachtgeschichte ganz ohne die Sonnenschrift doch schwer zu verstehen. Schau mal, dort hinter dir, das Buch mit der Sonne auf dem Rücken.“

„Das schwarze?“

„Ja, genau. Gibst du es mir bitte? Danke. Also, mal sehen ... Wo fangen wir an? Nein ... Nein ... Ah ja, hier: Die Erste Chronik von den Tagen der Unsterne:



„Die Mondteufelin aber blickte voller Neid und Hass auf Likhen-Ras Schöpfung, nachdem Er sie und ihre Brut aufgrund ihrer Freveltaten an der Welt des Lichts und an den guten Männern des Ostens in die Kerkerwelten hinter den Himmeln verbannt hatte.“ – Ts. Gute Männer. Und natürlich aus dem Osten. Aber gut, ich lese einfach weiter. Entschuldige. – „In seiner unendlichen Güte hatte Likhen-Ra jene Menschen verschont, die sich zuvor mit der Mondteufelin Trepo-Ri verbündet hatten, denn Er hoffte, ihre verderbten Seelen würden in Seinem Licht Läuterung finden und auf den rechten Pfad zurückkehren.

Und so kam es, dass Otuigar, der Verderbteste all jener, die ihrer finsternen Weiblichkeit erlegen waren, ihr zorniges Geschrei durch die Weltenwälle hindurch bis in sein schwarzes Herz hinein erklingen hörte. Es war zuerst nur wie ein Flüstern, doch er horchte auf. Es wurde zu einem Raunen, und er lauschte. Es wuchs an zu lauter Rede, der er sein Ohr öffnete. Als es aber zu rasendem Gebrüll angeschwollen war, da blieb ihm nichts mehr, als zu gehorchen.

Doch wisset, dass er selbst ihr Eingang in sein Herz gewährte, dass er sich aus freien Stücken gegen die Sonne und für den Mond entschied, dass er die Finsternis bewusst dem Licht vorzog. Nach dem Willen Likhen-Ras ist sein Name deshalb auf immer verflucht, sowie die Namen all derer, die ihm nachfolgen.

Otuigar öffnete sich und wurde bereitwillig zum Werkzeug der Mondteufelin. Von den Mächten der Äußeren Finsternis mit unheiligen Gaben versehen und noch von Alter Magie durchdrungen, wirkte er einen Zauber, der die Grundfesten der göttlichen Ordnung zerstören sollte. Er beschwor den Mond, von Nacht zu Nacht, von Jahr zu Jahr, mit immer abscheulicheren Opfergaben, bis ein Jahr später zur Wintersonnenwende ein blutiger Vollmond im Westen über der Bucht von Zalarmont aufging. So kalt war jener Winter durch Otuigars und der Teufelin schwarze Kunst, dass Eis das Meer dort bedeckte und unter dem erbarmungslosen

roten Auge des Mondes glänzte wie ein Schlachtfeld voll frischer Eingeweide.

Otuigar nahm seinen Stab und stieß ihn mit einer letzten Anrufung der Teufelin ins Eis. Das Krachen und Splintern erschütterte Tavaruk und alle anderen Welten, als sich der Riss zum Horizont fraß, von dort zum Mond und dann als Blitz zurück zur Erde schlug, genau dorthin, wo Otuigar stand. Die Kräfte des Bösen aber schützten ihren Diener und so blieb er unversehrt, obwohl er meilenweit ins Landesinnere geschleudert wurde. Der Riss folgte ihm. Aus der Bucht war ein gewaltiger Schnitt ins Fleisch des Alten Königreichs geworden und das Westmeer begann die Schlucht zu füllen. An deren Ende fuhr der Riss wieder als Blitz aus der Erde in den Himmel empor, wie ein feiner Strahl aus rotem Mondlicht. Entlang der Bahn, die er über den Himmel genommen hatte, leuchteten nie zuvor gesehene Sterne auf. Dort aber, wo er aus der Erde gefahren war, dort war nun ein Loch im Gewebe der Welten selbst, wie eine schwärende Wunde aus Lichtlosigkeit, umgeben von einem unheiligen roten Leuchten. Zuerst war es noch klein wie ein Sandkorn, doch unmerklich begann es zu wachsen, während es alles Licht ringsherum verschluckte.

Otuigar sah auf und frohlockte, wusste er doch, dass er den ersten Schritt getan hatte, um seiner Herrin Trepo-Ri und ihrem Gefolge den Weg aus den Kerkerwelten nach Tavaruk zu ebnen. Er sah hinter sich in die Schlucht und lächelte, wusste er doch, dass sie zum Grab vieler guter Männer geworden war. Er sah vor sich und zum ersten Mal in seinem langen Leben erfüllte Freude sein schwarzes Herz, wusste er doch, dass er seiner Herrin die Leben Abertausender würde opfern können, wenn das Loch im Gefüge der Welten erst groß genug war.

Und so ließ er sich nieder und schloss seine Augen weder Tag noch Nacht, schlief nicht, aß nicht, trank nicht, denn die Jubelgesänge der Mondteufelin in seinem Herzen waren ihm Labsal und Speise zugleich. Weder der Mond, noch die falschen Sterne schwanden während jener Tage vom Himmel, und der Mond blieb voll. Likhen-Ra aber trauerte

über den Verrat, der Ihm angetan worden war, und die Kraft der Sonne nahm von Tag zu Tag ab, während die lichtlose Wunde immer weiter wuchs.

Nach drei Tagen und Nächten hatte sich die schwarze Mondmagie bis zur ersten Äußeren Sphäre durchgefressen. Es dauerte nicht lange, bis eine winzig kleine Blütenfee durch das Loch geschlüpft kam, um sich neugierig umzusehen. Doch Otuigar lähmte sie mit einem Fluch, riss ihr die zerbrechlichen Flügel aus, zertrat die Fee schließlich, nachdem er sie zu Ehren der Mondteufelin gequält hatte und verschmierte ihr blaues Blut auf den nackten Felsen. Das Blut trocknete und wurde schließlich schwarz und im gleichen Maße verfinsterte sich die kraftlose Sonne.

Doch glomm auch Hoffnung auf in jener dunkelsten aller Zeiten, in jenen Tagen der Unsterne, denn von drei Orten des Alten Königreichs hatten sich tapfere Männer edlen Gemüts und bedingungsloser Gottesfürchtigkeit mit ihrem Gefolge aufgemacht, um zu erkunden, wer die Finsternis über Tavaruk gebracht hatte, und sie zogen dem roten Mondstrahl entgegen. Aus Goriyand kam Prinz Jandri mit einer Schar seiner treuesten Ritter unter dem Sonnenbanner, von der Ostküste Sulukko der Weise mit seinen Schülern und vom höchsten Gipfel des Nordgebirges, aus dem Kloster, das von allen Orten der Sonne am nächsten war, kam der Lichte Patriarch mit seinen Ordensbrüdern. Aber ihr aller Weg war weit und beschwerlich, und so blieb dem Frevler viel Zeit für seine schändlichen Werke.

Nach sieben weiteren Tagen und Nächten erhob sich Otuigar, denn er sah, dass die Zeit gekommen war. Das Loch war breit genug. Otuigar nahm seinen Stab und stieß ihn mit roher Gewalt hinein, ließ seine dunklen Kräfte hindurchfließen und schrie hasserfüllte Verwünschungen, um die Weltenwunde noch weiter aufzureißen und alle Wälle bis zur Äußeren Finsternis zu durchbohren. In seiner irren Wut, in seiner Mondbesessenheit stieß er zu, bis ihm die Haut in wunden Fetzen von den Händen hing und sein Blut den Stab hinunterrann. Als es in das Loch

tropfte, drang daraus ein Laut wie ein wollüstiges Stöhnen aus tausend gierigen Mäulern, und als wolle das Loch miteinstimmen, öffnete es sich ein Stück. Nun maß es schon drei Handbreit.

Da stieß etwas den Stab mit solcher Kraft heraus, dass Otuigar zurückgeworfen wurde. Ein menschenartiges Wesen von der anderen Seite zwängte seinen kahlen Schädel durch das Loch und starrte mit bleichen Augen umher, seine giftigen Zungen ringelten sich nach mehr Blut tastend über den Boden. Otuigar aber zerschmetterte den Kopf des Wesens mit seinem Stab und stieß es zurück in die Finsternis, denn es war seinen Plänen im Wege. Das Loch musste tiefer werden und auch den nächsten Wall durchdringen, denn nur niedere Dämonen bewohnten die zweite Äußere Sphäre. Es musste breiter werden, um auch den Bewohnern der weiter außen gelegenen Sphären als dauerhafter Zugang nach Tavaruk dienen zu können. Mit jenen wollte er einen Blutpakt schließen, um schließlich die Äußere Finsternis zu erreichen, die Heimstatt jener den Menschen, dem Leben und der Sonne feindlichsten Prinzipie, die Heimstatt der Mondteufelin Trepo-Ri selbst, aus deren Schoß sämtliche Scheußlichkeiten der sonnenfernen äußeren Welten gekrochen waren. Da Otuigar nun gesehen hatte, welch große Macht die Magie des Blutes hatte, schnitt er sich also mit sei...“ – Also nein, Liebes, ich kann hier einfach nicht weiterlesen. Ich verstehe nicht, wie etwas so grausam und gleichzeitig so grausam langweilig sein kann. Und stell dir vor, das Schlimmste kommt erst noch! Du wolltest wissen, warum Mikadelu und seine Freunde jetzt so nervös sind? Ganz einfach, weil sie alle diese Geschichte als Kinder lesen mussten, genauso wie jeder andere Mensch im Königreich Cor.“

„Aber Resi, was ist denn jetzt mit diesem Auge? Du hast gesagt, du liest mir das vor, damit ich die Gutenachtgeschichte besser verstehe, aber jetzt verstehe ich noch weniger als vorher.“

„Du hast ja Recht, du hast ja Recht. Das geht sicher nicht nur dir so. Du meine Güte, so weit ich blättere, nichts als tintenschwarze Tentakel,



mutige Männer und gottgefälliges Gemetzel! Ich will uns also den Rest der Chroniken ersparen und lieber einfach zusammenfassen, was dort so langatmig und blutig beschrieben wird. Einverstanden?“

„Einverstanden. Hauptsache, du erzählst mir dann sofort die Gutenachtgeschichte weiter, aber so, dass ich sie endlich verstehe.“

„Also: Die Guten, das heißt hier: die mit der Sonne, gewinnen. Aber erst im letzten Moment. Vorher schwärmen Heerscharen von Dämonen verschiedenster Art durch das Loch nach Tavaruk und richten die schrecklichsten nur denkbaren Verwüstungen an. Sie töten unzählige Menschen, quälen sie bis sie dem Wahnsinn verfallen, sie zerstören die Städte, vergiften die Flüsse, verseuchen die Äcker. Am Ende aber schließen sich alle Menschen unter Prinz Jandri zusammen – auch jene, die vorher Krieg gegeneinander geführt hatten – und bekämpfen die höllischen Horden. Der Lichte Patriarch und seine Ordensbrüder segnen die Waffen der Menschen mit ihren Gebeten und verleihen ihnen somit die Kraft der Sonne. Die Dämonen werden zurückgedrängt, und so können Sulukko und die anderen Magier bis zur Schlucht von Zalarmont vordringen, bis zur Weltenwunde. Dort wollen sie das mächtigste magische Artefakt einsetzen, das jemals von einem Menschen geschaffen wurde: Sulukko der Weise, der größte Zauberer aller Zeiten und Welten, hatte einen großen Teil seiner Kräfte geopfert und sie in einen perfekten, zu einer Linse geschliffenen Kristall fließen lassen. Na, und jetzt pass auf: Diese Linse wird in der Sonnenschrift „Das Auge des Likhen-Ra“ genannt.“

„Eine Linse?“

„Ja, so ungefähr wie eine Lupe, gar nicht viel größer. Schau mal, dort im Bücherregal liegt eine Leselupe. Du erinnerst dich doch sicher daran, wie ich dir gezeigt habe, warum sie immer in einer Schutzhülle sein muss?“

„Klar, wir haben damit ein Feuer angezündet, und du hast ständig gesagt: „Nur jetzt, und nur weil ich dabei bin, und nur damit du siehst, wie

gefährlich das ist! Wenn du mir die Bude damit abfackelst, dann hat der Arsch aber Kirmes!‘ Was ist das überhaupt, Kirmes?’“

„Das erklär ich dir ein andermal. Du wolltest doch ganz dringend wissen, was das Auge des Likhen-Ra tut.“

„Sag schon!“

„Es funktioniert auch wie ein Brennglas, nur viel stärker und durchdringender. So wie, hm ... wenn ich meine Hände so zu einem Trichter forme ... und dann hindurchspreche ...“

„Dann wird es lauter.“

„Genau, es wird lauter. Aber die Bedeutung meiner Worte ändert sich nicht. Und jetzt stell dir das Auge des Likhen-Ra wie ein Brennglas vor, das nicht nur das Licht, sondern auch dessen Bedeutung bündelt und verstärkt.“

„Hm.“

„Ich hab dir ja gesagt, es ist schwer zur erklären. Wie auch immer, am Ende der Chroniken von den Tagen der Unsterne ist beschrieben, wie Sulukko das Auge des Likhen-Ra benutzt, um das Licht der Morgensonne genau auf das Loch in der Welt zu bündeln. Damit wird das Loch wieder, hm ... zugeschweißt.“

„Zugeschweißt?“

„Verschlossen, mein Engelchen. Verschlossen.“

„Ach so.“

„Davor werden aber noch jede Menge Kämpfe beschrieben. Prinz Jandri mit der Lichtklinge gegen verschiedene Dämonenfürsten und natürlich der Patriarch gegen Otuigar, wie er ihn mit einem gewaltigen Hieb seines Sonnenzepters durch das Loch in die Finsternis befördert, bevor es verschlossen wird. Alle Jungen des Königreichs Cor haben diese Duelle unzählige Male nachgespielt.“

„Nur die Jungen? Und die Mädchen?“

„Gute Frage. Wenn sie überhaupt mitgespielt haben, dann als Trepori, die Mondteufelin. Oder als Dienerin im Gefolge von Prinz Jandri.“

„Gab es keine Magierinnen?“

„Davon lesen wir nichts in der Sonnenschrift.“

„Aber Shaina, die ist doch eine Magierin.“

„Ja, Liebes, aber nicht in der Sonnenschrift, sondern in unserer Gutenachtgeschichte. Und die spielt viele hundert Jahre nach den Ereignissen, von denen die Sonnenschrift berichtet.“

„Hm. Die gefällt mir viel besser als diese Sonnenschrift.“

„Mir auch, mein Liebes, mir auch.“

„Und Shaina, die mag ich.“

„Oh mein Goldschatz, ich mag sie auch. Und ich weiß, dass sie dich sehr, sehr liebhaben würde. Wollen wir also hören, wie es mit Shaina und den anderen im Basaltturm weitergeht? Wer weiß, was sie alles gemacht haben, während wir uns mit der Sonnenschrift aufgehalten haben.“

„Ja, ja, ja!“

Eine Weile war nur das Knacken der Holzscheite im Feuer zu hören. Wollte der Professor nun prüfen, wer von ihnen als Erster etwas sagen würde? Die ganze Zeit über schon hatte Shaina ein Gefühl im Magen wie bei einer der Prüfungen an der Universität, nur tausendfach schlimmer. Doch das hier war keine theoretische Prüfung, das war die Praxis. Ein Versagen würde nicht das Wiederholen eines Semesters bedeuten, sondern es würde keine Semester mehr geben. Keine Semester, keine Universität, keinen Tovren, keine Virginia, kein gemeinsames Weintrinken im Badezimmer, überhaupt keinen Wein, auch keine Weinberge, überhaupt nichts Lebendiges. Nicht einmal mehr den Tod. Oder die Liebe. Würde sie jemals erfahren, wie sich Liebe anfühlt? Irgendwie glaubte sie, es zu wissen. Warum wäre sie sonst so auf der Suche danach? Als ob sie eine Erinnerung hätte, über die sie nach den Gesetzen der Logik nicht verfügen konnte, die aber so deutlich war, dass

sie wusste, sie würde die Liebe erkennen, wenn sie ihr begegnete. Nicht den Geliebten, aber die Liebe. Sie war sich sogar sicher, dass einzig und allein Liebe der Zweck der Welt war, auch wenn sie nicht wusste, woher sie das wusste, und es auch nicht erklären konnte. Ein Scheitern bei dieser Prüfung würde bedeuten, dass die Welt keinen Zweck mehr hätte. Das Ende der Welt. Und obwohl Shaina die Aufgabe noch nicht kannte, wusste sie, dass sie daran einfach scheitern musste. Das hier war zu groß für sie.

„Professor Gidyon“, sagte sie, „warum ich? Warum wir? Ich vermute, wir sollen das Auge wiederfinden. Aber ...“

„Das Auge des Likhen-Ra“, unterbrach Herr Yorwall.

„Natürlich“, sagte Shaina. „Also, Sie wollen doch, dass wir das Auge des Likhen-Ra wiederfinden, richtig?“

„Ja, das ist richtig“, antwortete Professor Gidyon.

„Aber warum bitten Sie nicht richtige Helden um Hilfe? Ullön, den Unbesiegtten Schwertmeister? Adavren, den Wandermenden Feuerzähmer? Oder Iarod, den Grünen Pfeil?“

„Wieso?“, warf Rosabel ein. „Hat er doch ganz toll hingekriegt: Shaina, die mutige Musterstudentin, Rosabel, die nette Nutte und Vigo ... na ja ... Vigo ... der korrekte Koloss?“

Herr Yorwall schnaubte verächtlich, doch der Professor blieb so ruhig wie zuvor. „Ich freue mich, dass Sie sich bereits so sehr mit der Gemeinschaft identifizieren, Frau Marmonti. Lassen Sie mich also erklären, warum ich Sie drei für diese Aufgabe ausgewählt habe, anstatt mich an jene berühmten Krieger zu wenden, die sich um unser Königreich zweifellos über alle Maßen verdient gemacht haben, als es galt, den alten Feind aus dem Norden abzuwehren – und die hinterhältigen Attacken aus dem Westen.“ Er hielt kurz inne. Shaina fragte sich, woran der Professor gerade denken mochte, galt er doch selbst als einer der Helden des Westlandkriegs. Herr Yorwall griff nach seinem Glas, schien erst, als er es an seinen Mund geführt hatte, zu bemerken, dass es leer war

und stellte es wieder auf den Tisch. Professor Gidyon fuhr fort: „Es gibt zwei wichtige Gründe. Den einen habe ich Ihnen schon genannt: Für den Erfolg dieser Mission ist Geheimhaltung unentbehrlich. Adavren und die anderen sind aber viel zu berühmt. Stellen Sie sich nur vor, was für ein Aufsehen sie erregen würden, wären sie zusammen unterwegs, um auszukundschaften, was mit dem Auge passiert ist!“

Rosabel stieß Herrn Yorwall mit dem Ellbogen an. „Na, den Herrn Direktor korrigieren Sie jetzt nicht? 'Tschuldigung, Miki. Sprechen Sie weiter.“

„Worauf ich hinausmöchte, ist: Zu viele Leute würden misstrauisch werden, gefährliche Fragen stellen. Sollten Informationen über dieses schlimmste Ereignis seit den Tagen der Unsterne irgendwie an die Öffentlichkeit gelangen – Sie können sich sicher sein, eine Panik ohnegleichen würde ausbrechen. Dass in diesem Fall das Königreich in kurzer Zeit im Chaos versinken würde, wäre dabei nur ein zweitrangiges Problem. Viel schlimmer noch: Das Grauen in den Herzen der Menschen und die Gewalt, die ohne Zweifel ausbräche, all das würde die Dämonen stärken. Die alte Wunde, die Weltennarbe, um die der Lichte Patriarch, Sulukko und Jandri vor fast tausend Jahren die Klosterbastion haben errichten lassen, ist die schwächste Stelle in der Barriere zu den Welten der Dämonen. In der jetzigen Lage, da wir annehmen müssen, dass das Auge in die Hände ... verzeihen Sie, dass das Auge des Likhen-Ra ...“

„Schon in Ordnung“, winkte Herr Yorwall ab.

„Danke“, sagte der Professor. „Also: Eine böse Macht hat das Auge an sich gebracht. Wenn sie gedenkt und auch in der Lage ist, es tatsächlich einzusetzen, dürfen wir die Barriere nicht noch zusätzlich schwächen.“

„Ich hätte jetzt mal eine blöde Frage“, sagte Rosabel. „Was soll das heißen, ‚es einsetzen‘? Ich dachte, das Problem wäre, dass die bösen Jungs versuchen könnten, es zu zerstören und dass es ... na ja ... uns dann eben nicht mehr schützt oder so was.“

„Das wäre unmöglich“, platzte es aus Shaina heraus. Sie schaute kurz auf den Professor neben ihr und senkte dann ihren Blick. „Entschuldigen Sie.“

„Aber nein, nur zu, Shaina!“, ermutigte sie Professor Gidyon. „Von den restlichen Zwischenprüfungen werde ich Sie sowieso befreien müssen, wenn Sie mir helfen werden. Sie werden viele Gelegenheiten haben, Ihr Wissen deutlich gewinnbringender einzusetzen, als wenn Sie – erlauben Sie mir in dieser Situation den Scherz – immer nur im Basaltturm der Wissenschaft verweilen.“

„Ich ... Danke, Herr Professor.“ Nur einen winzigen Augenblick fühlte Shaina sich verlegen, dann aber so stolz wie bei ihrem ersten Referat im zweiten Semester, als sie spürte, dass es ihr Vortrag war, der die Aufmerksamkeit ihres Publikums hatte, und nicht ihr Gesicht. „Wir wissen wenig über die Funktionsweise des Auges. Einerseits, weil der Orden des Likhen-Ra einer gründlichen Analyse durch Fachmagier nie zugestimmt hat. Andererseits, weil es mit einer völlig anderen, viel stärkeren Art von Magie geschaffen wurde als der, über die wir heute noch verfügen. Bestimmte Passagen der Sonnenschrift berichten davon, dass Likhen-Ra die Magie auf Tavaruk nach den Tagen der Unsterne dauerhaft schwächte, weil er kein so mächtiges Werkzeug in den Händen der Menschen belassen wollte. Die Wissenschaft interpretiert dies als eine Mythologisierung der Tatsache, dass das Photopneuma nicht mehr frei fließen kann, weil durch den Einsatz des Auges die Weltenachse entstanden ist, die sogenannte axis mundi, welche die bis dahin frei gegeneinander beweglichen Sphären auf eine bestimmte Drehbewegung festlegt.“

„Alles steht dort so, wie es Likhen-Ra dem Lichten Patriarchen eingegeben hat, während er bei ihm im Lichthimmel war“, entgegnete Herr Yorwall mit einer gewissen Schärfe in der Stimme. „Wenn wir anfangen, zu interpretieren, wie es uns eben gefällt, dann hören wir nicht mehr das Wort Gottes, sondern das, was wir gerade hören wollen. Oder

vielleicht sogar das, was die Mondteufelin uns hören lassen will! Und wohin das führt, das haben wir ja alle erlebt. Die Bakai hat sie schließlich auch auf einen Irrweg getrieben mit ihren ...“

„Jetzt reicht’s aber!“ rief Rosabel. „Lassen Sie Shaina doch endlich sagen, was sie weiß. Das interessiert uns alle mehr als das, was Sie glauben!“

„Es tut mir leid“, sagte Shaina. „Vielleicht habe ich mich unglücklich ausgedrückt. Jedenfalls ist es eine der wenigen Erkenntnisse über das Auge ... des Likhen-Ra ..., dass seine eigene Magie zu stark und unsere heutige zu schwach ist, als dass in unseren Tagen noch jemand über genügend Macht verfügen könnte, um es zu zerstören. Vermutlich hätte nicht einmal Sulukko selbst es vermocht, nachdem er den größten Teil seines Photopneumas permanent darin fixiert hatte.“

„Nachdem er was?“, fragte Rosabel. „Tschuldigung, ich bin hier wahrscheinlich die Einzige, die die Schule nicht abgeschlossen hat.“

„Ich meinte seinen Lichtatem. Seine magische Kraft. Er hat viel davon für immer geopfert und in die Erschaffung des Auges gelegt.“

„Aha.“

„Alle Menschen mit aktiviertem Photopneuma ... ich meine ... alle Menschen mit Zauberkraften können nur eine bestimmte Menge ihrer Energie in Zaubervirkungen umwandeln, bevor sie sich ausruhen und durch Meditation oder Schlaf ihre Kräfte regenerieren müssen. Bei einem Magier von Sulukkos Macht müssen wir annehmen, dass seine Obergrenze an unwandelbarem Photopneuma um ein Vielfaches höher lag, als selbst bei den mächtigsten Menschenmagiern, die nach den Tagen der Unsterne geboren wurden.“

Sie blickte unwillkürlich in Professor Gidyons Richtung. Er nickte nur leicht mit dem Kopf und sagte: „Ich nehme mich nicht davon aus.“

Shaina bemerkte erst jetzt, dass sie so begeistert von ihrem Vortrag gewesen war, dass sie das Ende der Welt vergessen hatte. Herr Yorwall und Rosabel blickten sie gespannt an. „Ähm ... ja. Wo war ich? Ach,

genau: Normalerweise also wendet ein Magier eine gewisse Menge seines Photopneumas, oder sogar sein ganzes Photopneuma auf, um einen Zauber zu wirken. Aber da die meisten Zauber von begrenzter Dauer sind, regeneriert er seine Kräfte nach einer Weile wieder. Die Wirkung eines Zaubers ist natürlich trotzdem oft eine bleibende. Wenn ein Zauber zum Beispiel ein Stück Holz entzündet, dann verbrennt es, wird zu Asche und bleibt auch Asche, obwohl der Zauber selbst schon lange geendet hat. Es gibt aber auch die Möglichkeit, dass ein Magier einen Teil seiner Kraft permanent in einen Zauber legt und ihn damit haltbar macht. Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft kann er dabei aber nie seine gesamten Kräfte aufgeben. Sulukko hat wohl deutlich mehr als die Hälfte seiner Kräfte für die Erschaffung des Auges geopfert, denn es gibt in seinen späteren Schriften Hinweise darauf, dass es ihn beunruhigte, dass das Auge mit so viel permanent fixiertem Photopneuma ... also mit so viel dauerhaft geopferter Zauberkraft geschaffen werden musste, um seine Funktion erfüllen zu können. Es beunruhigte ihn, weil es damit notwendig wurde, das Auge ständig zu bewachen, denn er nahm an, dass die zur initialen Aktivierung des Auges notwendige Schwellenmenge an Photopneuma geringer sein würde als das Annihilationsquantum –“

„Stopp, stopp!“, rief Rosabel. „Zuerst war ich mir ja nicht mal sicher, ob du überhaupt mal etwas sagen würdest und jetzt hörst du gar nicht mehr auf damit! Oh, bitte versteh mich nicht falsch, ich weiß, dass das alles total wichtig ist, aber könntest du es bitte irgendwie so sagen, dass nicht nur Professor Miki es versteht?“ Sie beugte sich etwas nach vorne und murmelte verschwörerisch, aber laut genug, dass alle es hören konnten, mit einem Seitenblick auf Vigo Yorwall: „Er kapiert es sicher auch nicht, aber es ist ihm zu peinlich, zu fragen.“

Shaina entschied blitzschnell, dass es für Herrn Yorwall am wenigsten unangenehm werden würde, wenn Sie antwortete, bevor er darauf reagieren konnte. „Natürlich, verzeihen Sie mir. Also, kurz gesagt: Ein Magier mit zu wenig Macht, um das Auge zu zerstören, könnte trotzdem

genug Macht haben, um es einzusetzen. Diese Vermutung Sulukkos wird übrigens auch durch die moderne Artefaktforschung bestätigt, insbesondere durch die Experimente mit –“

„Schon wieder!“, unterbrach Rosabel. „Schon wieder heißt es ‚das Auge einsetzen‘! Dabei hab ich vor einer gefühlten halben Stunde schon gefragt, was das bedeuten soll, aber ich bekomme ja keine Antwort. Ich dachte, das Auge dient dem Guten, ja sogar dem Oberboss des Guten, Papa Sonnenschein persönlich! Was ist also unser verdammtes Problem? Haben wir jetzt Panik, dass die Bösen das Tor zur Hölle noch fester zumachen, als es sowieso schon ist?“

Rosabel Fehleinschätzung der Lage hatte Shainas Begeisterung, in die sie sich während ihres Vortrags gesteigert hatte, wie beiläufig weggefeht. Sie erinnerte Shaina daran, dass es hier nicht um das Nichtbestehen einer Prüfung ging, sondern um die schlimmste vorstellbare Version der Wirklichkeit. Und daran, dass all ihr fleißig angesammeltes Wissen nicht von Bedeutung war, da es ihr nur erlaubte, jene Wirklichkeit in klug erscheinenden Worten zu beschreiben, aber ihr weder verriet, was sie tun sollte, um jene Wirklichkeit zu verhindern, noch ihr die nötige Stärke dazu verlieh. Sie musste wohl einen hilfeschauenden Blick in Professor Gidyons Richtung geworfen haben, denn er übernahm das Wort.

„Es ist nicht so einfach, Frau Marmonti. Das Auge des Likhen-Ra kann das Licht und die Kraft der Sonne zu einem Strahl unvorstellbarer Macht bündeln und damit das zerrissene Gewebe der Weltenwälle wieder miteinander verschmelzen. So wurde auch die Separatorenruptur ... Verzeihung ... das Loch zur Welt der Dämonen wieder geschlossen. Die Schriften Sulukkos lassen uns allerdings annehmen, dass das Auge auch umgekehrt dazu benutzt werden kann, das Loch wieder zu öffnen oder gar neue Löcher zu brennen. Einige Magier vertreten die Ansicht, dass dafür Mondlicht notwendig sei, das ist allerdings umstritten. Diese Einzelheiten sind bei unserem Problem hier aber auch gar nicht von Belang. Wir müssen davon ausgehen, dass eine genügend böse und mächtige Person

mit dem Auge das Weltengefüge zerstören kann. Und wir müssen davon ausgehen, dass es sich nun in den Händen einer solchen Person befindet.“

„Na toll“, sagte Rosabel und verschränkte die Arme vor der Brust. „Irgendwie hab ich mir das hier anders vorgestellt.“

„Wie meinen Sie das?“, fragte Shaina.

„Ach, nicht wichtig. Das Ende der Welt hatte ich einfach nicht mit eingeplant. Ist schon gut. Also, Miki, wir verlassen die Stadt, richtig?“

Der Professor antwortete: „Ja. Sie müssen bald aufbrechen. Es sind nur noch zwei Nächte bis Vollmond.“

„Wir?“, fragte Shaina. „Heißt das, Sie begleiten uns nicht?“

„Nein, ich bedaure. Sie drei werden bei dieser Reise auf sich gestellt sein. Aber ich werde Sie von hier aus unterstützen und nicht nur ich. Ich habe die besten Fachleute hierher bestellt, die Sie sich vorstellen können. Echte Profis.“

Shaina meinte einen Augenblick, so etwas wie ein zuversichtliches Lächeln über Professor Gidyons Gesicht huschen zu sehen. „Wen meinen Sie?“

„Ich habe den Erzmagierrat einberufen. Während wir miteinander sprechen, sind die Direktoren der Universitäten Smöldergart, Glanzport, Bakaikyu und Osoldtan bereits auf dem Weg hierher.“

—

Aus Richtung Südwesten glitt ein Schaufelraddampfer mit ein paar Dutzend Fahrgästen auf den Hafen von Zalarmont zu, von wo sich die Küstenstraße entlang des Westmeeres nach Norden bis Glanzport erstreckte, der Pilgerpfad durch die Schlucht nach Osten bis zur Klosterbastion und der Waldweg durch den Graivenfurter Forst nach Nordosten bis nach Ryslak. Am Heck stand, die stark behaarten Unterarme auf das Geländer gestützt, ein hochgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren. An Wangen und Kinn trug er einen Bart. Seine

schwarzen, zu langen Filzschlangen zusammengedrehten Haare und sein olivgrünes, schlichtes Gewand flatterten im Wind. Die dunklen, mandelförmigen Augen des Mannes waren auf das Kielwasser gerichtet, dessen schaumige Wirbel den bereits zurückgelegten Weg des Schiffes offenbarten und so die Vergangenheit kurz festhielten, ehe sie sich im ebenmäßigen Atem des Meeres verlor. Als das Schiff die ersten Ausläufer der „Splitterstraße“ genannten Inselgruppe erreichte, änderte es seinen

Kurs etwas nach Osten, um zwischen den zahllosen Felsen verschiedener Größen hindurchzunavigieren. Im



Tröpfchennebel, den das Schiff mit seinem Schaufelrad aufwirbelte, schillerte ein Regenbogen.

„Wunderschön“, sagte mit verträumter Stimme eine in bunte Tücher gekleidete junge Frau, die ein Stück weiter links an das Geländer gelehnt stand. Dann wandte sie ihr Gesicht dem Mann zu und lächelte.

Er lächelte zurück. „Und so lehrreich. Die Tropfen haben selbst gar keine Farbe, genauso wenig wie das Licht der Sonne. Und doch zeigen sie uns, dass alle Farben und keine Farbe im Grunde genommen dasselbe sind. Dass sie eins sind.“

Ein älterer Mann, der etwas weiter rechts stand, empörte sich. „Was weiß Euresgleichen schon von der Sonne? Behalte deine gotteslästerlichen Ansichten für dich und geh dahin zurück, wo du herkommst.“

„Genau dahin gehe ich“, antwortete der Beschimpfte gelassen. „So wie wir alle, doch unsere Wege sind verschlungen. Bei manchen von uns mehr, bei anderen weniger.“

„Unverschämtheit!“, rief der Mann, und Wut brannte in seinen Augen. „Dass solche wie du überhaupt auf das Schiff gelassen werden! Ich werde mich beim Kapitän beschweren!“ Er stürmte davon, drehte sich in einiger Entfernung noch einmal um und schrie: „Lasst eure Finger von unseren Frauen!“ Dann verschwand er.

Die junge Frau lachte bitter auf und sprach leise zum Meer: „Unsere Frauen ... Ich bin nicht deine Frau, nur weil wir die gleiche Hautfarbe haben.“ Dann wandte sie sich wieder an den Mann, der nicht die gleiche Hautfarbe wie sie hatte. „Passiert Ihnen das oft?“

„Üblicherweise vermeide ich Orte, an denen es passiert“, sagte er.

„Aber jetzt nicht?“, fragte sie. „Wohin sind Sie denn unterwegs? Oh, verzeihen Sie mir die Frage. Ich muss mich anhören wie ein Grenzwächter.“

„Sorgen Sie sich nicht“, antwortete er. „Ich weiß, dass Sie aufrichtig sind. Sie tragen Ihr Herz ganz offen vor sich her. Ich bin auf dem Weg nach Ryslak.“

„Oh je! Von allen möglichen Orten ausgerechnet Ryslak. Ich habe gehört, dass es in letzter Zeit wieder mehr Anschläge gegeben hat. Die Leute dort sind jetzt noch misstrauischer gegenüber den Bakai als direkt nach dem Krieg.“

„Ja, das habe ich auch gehört. Aber jemand dort braucht meine Hilfe.“

„Ah, ich verstehe. Dann haben Sie wohl keine Wahl.“

„Oh doch, natürlich habe ich eine Wahl. Aber eben nur diese eine, einzige. Meine Wahl.“

Die junge Frau runzelte die Stirn. „Aber wenn Sie nur eine Wahl haben, dann ist das doch genau so, als ob Sie keine Wahl hätten.“

Der Mann zeigte ihr ein warmherziges Lächeln. „Wenn Sie es so betrachten wollen ... Oh, schauen Sie nur, der Regenbogen ist nicht mehr zu sehen.“ Das Schiff fuhr zwischen einer Gruppe Zwerginseln hindurch, die alle mit dickblättrigen, fleischigen Pflanzen bewachsen waren.

„Und was ist mit Ihnen? Wohin führt Sie Ihr Weg?“

„Ach, mein Weg.“ Sie strich sich mit einer fließenden Bewegung die Haare aus dem Gesicht, doch der Wind zerzauste sie sofort wieder. „Sie meinten doch zu dem Vollidioten vorhin, dass es auch sehr verschlungene Wege gibt. Nun, dann gehört meiner auch dazu. Wissen Sie, ich bin Musikerin. Na ja, ich habe die Schule abgebrochen und reise auf der Suche nach Liedern umher. In Bakai habe ich ein paar Monate in einem Fischerdorf gelebt und von den Alten dort das traditionelle Flötenspiel gelernt.“

Die Augen des Mannes leuchteten begeistert auf und er fragte: „Lun Bakai jamduvuk sairimulqas qam?“¹

„Lunqu senvuk“, antwortete sie verschämt. „Bakai jamduvak ... ähm ...ich meine ... Bakai jamduvuk saimalriluqum.“² Sie führte kurz ihre

¹ Lun Bakai jamduvuk sairimulqas qam?: Haben Sie Bakaiisch gelernt?

² Lunqu senvuk. Bakai jamduvuk saimalriluqum: Nicht viel. Ich kann kein Bakaiisch.

Hand zum Mund, als wolle sie ihren Fehler verdecken. „Sehen Sie, wenn Sie sich mit mir über etwas Wichtiges unterhalten wollen, dann bleiben wir doch besser beim Eldetöng – das Sie übrigens ausgezeichnet sprechen. Wie auch immer, jetzt fahre ich nach Zalarmont und hoffe, dass mich dort bald ein Fischer zu einem der Küstendörfer südlich der Schlucht mitnimmt. Von dort möchte ich weiter nach Bennagrond. Wenn ich Glück habe, mit Händlern. Wenn nicht, dann eben alleine zu Fuß. Es heißt, die Straße dort sei gut. Sollte in ein paar Tagen zu schaffen sein. Ich übernachtete auf jeden Fall lieber ein paar Mal in der Wildnis, als den Pilgerpfad zu nehmen. Wenn ich mir die Kommentare nur vorstelle – ich, als allein reisende Frau – nee, danke.“

„Aber Bennagrond ist nicht das Ziel Ihrer Reise“, stellte der Mann fest.

„Nein, obwohl ich dort sicher einige Trinklieder von den fahrenden Händlern lernen könnte.“ Sie grinste ihn an. „Aber man trifft in Bennagrond manchmal auch Leute aus dem Steppenvolk von Muscabant, die gegen ein wenig Geld kleine Gruppen über das Gebirge in ihre Heimat führen.“

„Und was für Lieder möchten Sie dort lernen?“

„Also ... ich habe gehört, dass es noch andere junge Verrückte aus Cor gibt, die mit den Führern bis nach Saffabi, ins Winterlager der Steppenleute, ziehen und dort im Tausch gegen Mithilfe bei den täglichen Arbeiten einen Schlafplatz in einer Jurte und etwas zu essen bekommen. Wenn man sich geschickt anstellt, kann es angeblich sein, dass man einen der Hirtenschamanen mit seiner Herde ins Herz der Steppe begleiten darf. Und man sagt, dass sie ihre Gesänge von den Singenden Feldern selbst gelernt haben.“

„Von der Flötengrassteppe auf der Göttertreppe ... ich weiß. Aber glauben Sie mir, die Erhabenheit jener Klänge erreichen auch die fähigsten Schamanen nicht.“

„Sie waren dort?“

„Ja. Ich war dort in Begleitung eines Schamanen und habe unter seiner Anleitung das hier angefertigt.“ Aus einer Tasche seines Gewandes zog er eine kleine Flöte hervor. „Und nach allem, was ich über Sie erfahren habe, weiß ich nun, dass sie Ihnen viel nützlicher sein wird als mir. Sie gehört jetzt Ihnen.“

Sie hob abwehrend die Hände. „Aber das kann ich nicht annehmen!“

Er drückte ihr die Flöte in die eine Hand, fasste ihre andere Hand mit der seinen und umschloss die Flöte mit ihren beiden Händen. „Wenn Sie wirklich zu den Steppenleuten reisen, dann rate ich Ihnen, Geschenke niemals abzulehnen.“ Dann ließ er ihre Hände gehen.



Sie senkte ihren Blick auf das Geschenk, sah dem Mann dann wieder in die Augen und sagte fest und bestimmt: „Danke. Ich möchte Ihnen etwas vorspielen.“

„Und ich möchte gerne hören, was Sie bei meinen Schwestern und Brüdern gelernt haben.“

Sie führte die Flöte zum Mund und wollte gerade zu spielen beginnen, als der schmetternde Ton eines Horns scharf und metallisch die Luft durchschnitt. Hinter einem der zahlreichen Felsen kam ein kleines Patrouillenboot hervorgeschossen. Die anderen Passagiere, die gerade an Deck waren, strömten zum Heckgeländer, um besser sehen zu können, was vor sich ging. „Grenzwächter“, murmelte einer von ihnen.

Der Antrieb des Dampfers wurde gestoppt, und wenige Augenblicke später kamen fünf Uniformierte an Bord, auf deren Brust stolz das königliche Wappen von Cor prangte: ein Auge inmitten einer goldenen Sonnenscheibe zwischen zwei spitzen Berggipfeln. Jeder trug ein Kurzschwert am Gürtel und eine Armbrust in der Hand – bis auf einen, der hatte statt der Armbrust ein Klemmbrett mit einem Stapel Papiere und einen Stift in der Hand, mehr goldene Streifen auf den Schultern seiner Uniform als die übrigen sowie einen breiten, schwarzen Hut mit einem gelben Sonnensymbol auf dem Kopf. Ein Lichthüter. Nach und

nach wurden alle Fahrgäste auf dem Deck zusammengetrieben, und der Lichthüter fing an, unter den wachsamen Augen seiner Helfer, Ausweispaapiere und Gepäck der Reisenden zu kontrollieren.

Dies geschah zunächst oberflächlich, doch recht schnell wurde eine Handvoll bakaiische Passagiere gefunden und einer gründlicheren Kontrolle unterzogen: Da wurde in Reisedokumenten geblättert und gestempelt, in harschem Tonfall immer wieder und immer lauter nachgefragt, da wurden Formulare ausgefüllt, ausgehändigt und einbehalten, der Inhalt von Taschen und Koffern auf die Planken geschüttet und durchwühlt, nicht ordnungsgemäß registrierte Getränke und Speisen ins Meer gekippt, ein langhaariger Hund, dessen Papiere am vorigen Tag abgelaufen waren, mit einem Armbrustbolzen erschossen und den Nahrungsmitteln hinterhergeworfen, dessen Besitzer – die Eltern des Jungen, der daraufhin in Tränen ausbrach – verwahrt, dass das Bußgeld und die Exekutionsgebühr, die sie nun zu entrichten hatten, wesentlich höher ausfallen würden, wenn ihr Kind mit seinem Geschrei weiterhin die Beamten des Königs an der Ausübung ihrer Pflichten hinderte.

Die übrigen Passagiere blickten teils betreten zu Boden, teils angestrengt aufs Wasser, manche aber verfolgten mit schmallippigem Lächeln und harten Augen die Vorgänge, applaudierten oder kommentierten; allen voran der ältere Herr, der zuvor so wutentbrannt verschwunden war. Nun zeigte er eifrig auf jenen Mann, der seiner Meinung nach ungehörig von der Sonne gesprochen hatte und rief den Uniformierten zu:

„Dass Sie den hier genauestens überprüfen! Der hat vorhin eine junge Frau belästigt.“

Der Beschuldigte warf der Frau, die immer noch die Flöte in ihrer Hand hielt, einen kurzen, aber eindringlichen Blick zu, gefolgt von einem kaum wahrnehmbaren Kopfschütteln, und sie blieb still.

Die Uniformierten umstellten ihn. Wer genauer hinsah, dem mochte vielleicht nicht entgangen sein, dass nur drei ihrer Armbrüste mit den üblichen Bolzen geladen waren. In die vierte war ein durchsichtiges



Fläschchen gespannt, in dem sich eine unnatürlich blau leuchtende Flüssigkeit befand und aus dessen Spitze eine Injektionsnadel ragte. Der Lichthüter trat vor den Mann.

„Papiere.“

Der Mann griff in seine Tasche. Von der Seite zischte einer der Uniformierten: „Schön langsam, Schlitzauge.“ Der zweite lachte. „Ist halt ein Bakai. Der verträgt den Anblick der Sonne nicht, deshalb kneift er die Augen immer zusammen.“ Der dritte fügte hinzu: „Komisch, oder, dass ausgerechnet die Mondanbeter alle so schön braun sind?“ Dann der erste wieder, sehr laut: „Geht das nicht schneller?“ Die Uniformierten lachten belustigt auf. Der Anführer nahm die Reisedokumente entgegen, blätterte darin, blickte mehrmals zwischen dem Gesicht des Mannes und dem Foto darin hin und her.

„Ist schwierig, sehen einfach alle gleich aus“, meinte der dritte Uniformierte. Zustimmendes Kichern auch aus der gaffenden Menge.

Der Lichthüter ergriff wieder das Wort: „Síkudan Solvabári?“

„Ja.“

„Es gibt hier ein Problem. Ihr Name ist nicht auf meiner Liste. Sie haben keine Einreisegenehmigung nach Ost-Cor. Und wie ich sehe –“ Er blätterte in den Formularen auf seinem Klemmbrett. „Wie ich sehe, haben Sie nicht einmal eine beantragt. Erklären Sie das.“

„Aber gerne“, antwortete Síkudan. Sein Gesicht war völlig gelassen. „Ein Freund hat mich wegen einer dringenden Angelegenheit nach Ryslak gerufen.“

„Ach, deine Terroristenkumpane brauchen Hilfe beim Bombenbau?“, rief jemand aus der Menge. Der Anführer der Grenzwächter warf einen kalten Blick in die Richtung des Rufers, sagte aber nichts.

Síkudan fuhr ruhig fort: „Da dies nicht meine erste Reise nach Ost-Cor ist, wusste ich, dass die Bearbeitung des Antrages zwei Wochen dauern kann, wenn ich ihn in Bakaikyū stelle. So lange kann ich aber nicht warten. Darum habe ich beschlossen, einen Eilantrag im Hafen von

Zalarmont zu stellen.“ Er zeigte auf einen Beutel an seinem Gürtel. „Ich habe auch das nötige Geld dabei, um die Eilbearbeitungsgebühr zu bezahlen.“

„Das ist irrelevant“, sagte der Lichthüter. „Das Hafenverfahren und auch alle anderen Eilverfahren wurden letzte Woche wegen der verstärkten Bedrohung durch Terroranschläge eingestellt.“

„Darüber hatte ich zum Zeitpunkt meiner Abreise keine Information. Auch am Hafen von Bakaikyū hat mich niemand darauf hingewiesen.“

„Nun, ich meine, Unkenntnis schützt vor Strafe nicht“, gab der Beamte zurück. „Sie haben versucht, illegal einzureisen. Ihre ungültigen Dokumente muss ich einziehen. Jetzt zeigen Sie mir Ihr Gepäck.“

„Ich habe nur das, was ich an mir trage.“ Er zeigte auf den Beutel und den Wasserschlauch an seinem Gürtel.

„Und das soll ich Ihnen glauben? Wie wollten Sie es so bis Ryslak schaffen?“

„Der Weg versorgt mich mit allem, was ich brauche, um ihn zu gehen.“

„Klauen wolltest du also, Schlitzauge!“, schrie einer der Armbrustschützen und rammte ihm den Ellbogen in die Seite. Aus der Menge tönten zustimmende Rufe.

„Der Vikar von Zalarmont wird bestimmen, welche Maßnahmen gegen Sie anzuwenden sind“, entschied der Lichthüter. „Mitkommen!“ Er ging voraus.

Die anderen Grenzwächter setzten sich auch in Bewegung und gaben Sıkudan mit Stößen zu verstehen, wohin er gehen sollte. Er wandte sich aber noch einmal lächelnd um und sagte: „Auf Wiedersehen, Furanya.“

Auf dem entsetzten Gesicht der Frau mit der Flöte leuchtete nun ebenfalls ein Lächeln auf, doch es kam ihr so unpassend vor, dass es gleich wieder erlosch. Als die Grenzwächter mit Sıkudan schon aus ihrem Blickfeld verschwunden waren, fragte sie sich, ob sie sich einander vorgestellt hatten. Sie konnte sich nicht erinnern.

Als die Beamten mit ihrem Gefangenen an Bord des Patrouillenbootes angekommen waren und der Fahrer den Motor gestartet hatte, wandte Sıkudan sich an den Anführer: „Ach, da fällt mir etwas ein: Wären Sie bitte so freundlich, mir meine Papiere zurückzugeben?“

„Ja, natürlich“, antwortete dieser. „Entschuldigen Sie, das hatte ich ganz vergessen. Ich muss sie aus Versehen eingesteckt haben.“

„Das macht doch nichts, das kann schon einmal vorkommen. Danke.“

Sıkudan setzte sich, streckte seine Beine aus und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. „Gemütlich haben Sie es hier“, sagte er.

Der Anführer schien einen Moment zu überlegen und sagte dann: „Sie haben Recht.“

„Setzen Sie sich doch zu mir, Ungvalt“, antwortete Sıkudan. „Mir ist nämlich eine Idee gekommen, und ich dachte, Sie würden sie gerne hören.“

„Sehr gerne“, sagte Ungvalt.

„Also, wissen Sie, dieses Boot fährt doch jetzt nach Zalarmont. Ich habe überlegt, dass es für mich viel praktischer wäre, wenn wir bis nach Glanzport fahren könnten. Die Straßen von dort nach Ryslak sind besser ausgebaut und sicherer als der Weg durch den Graivenfurter Forst, und es gibt einen recht zuverlässigen Postkutschenverkehr.“

„Das stimmt“, sagte Ungvalt. „Ich verstehe gar nicht, warum ich nicht selbst darauf gekommen bin.“ Er zog die Stirn in Falten und schien eine Weile angestrengt zu überlegen. Dann erhellte ein Einfall sein Gesicht: „Ich hab’s! Aber natürlich! Sie können von Glanzport aus auch mit dem Zug nach Ryslak fahren. Die Strecke wurde letzten Monat erst eröffnet.“

„Ungvalt, Sie sind großartig! Was täte ich nur ohne Sie!“ Ungvalt blickte verschämt zu Boden. „Ach, das ist doch nicht der Rede wert.“

„Doch, doch! Seien Sie nicht unnötig bescheiden. Ich muss Ihnen gestehen, ich schäme mich etwas. Ich bin schrecklich egozentrisch. Wir haben die ganze Zeit nur über mich gesprochen, erinnern Sie sich? Aber

über Sie weiß ich fast gar nichts, obwohl Sie mir ein so guter Freund sind. Daran müssen wir etwas ändern. Ich bin sehr, sehr neugierig auf Ihre Arbeit. Haben Sie vielleicht Lust, mir etwas darüber zu erzählen, vielleicht bei einer Tasse Kaffee? Sie haben doch Kaffee an Bord, oder nicht?“

„Geme!“ Ungvalt strahlte übers ganze Gesicht. „Ich sage nur schnell unserem Fahrer Bescheid, dass er den Kurs ändern soll.“

„Vielen Dank“, sagte Sıkudan. Er sah zu einem der Uniformierten hinüber. Diese hatten das Gespräch mit einem höflich interessierten Gesichtsausdruck verfolgt. „Tonvan, würden Sie uns bitte zwei Kaffee bringen?“ Als der Mann nickte, fügte Sıkudan noch augenzwinkernd hinzu: „Wenn Sie möchten, machen Sie doch auch sich und Ihren Kollegen einen. Wer so hart arbeitet, sollte sich ab und zu eine kleine Pause gönnen.“

Nur wenige Minuten später fuhr das Boot mit Höchstgeschwindigkeit und einer durch und durch zufriedenen Besatzung seinem neuen Zielort entgegen.

„Wie, die Direktoren sind schon unterwegs?“ wunderte sich Rosabel. „Ich selbst habe erst gestern Abend Ihre Nachricht bekommen, Miki. Also diese Botenkugeln sind zwar ziemlich schnell, aber nach Glanzport und zurück in so kurzer Zeit, das kann nicht sein. Und Bakaikyu zweimal nicht.“

„Das haben Sie richtig erkannt, Frau Marmonti“, antwortete der Professor. „Nun habe ich aber weder eine Kugel geschickt, noch eine empfangen. Wir haben nur wenig Zeit, um Vorbereitungen zu treffen, ehe Sie aufbrechen müssen. Fürs Erste muss es als Erklärung genügen, wenn ich Ihnen sage, dass die anderen vier Erzmagier einen Notruf von mir erhalten haben und dass sich gemäß unserem Protokoll alle zu jener Universität aufmachen, von der der Notruf ausgegangen ist. Also hierher.“

„Hilfe aus Bakaikyū ...“, murmelte Vigo Yorwall. „Bei allem Respekt, Herr Direktor, aber wenn wir jetzt Schwäche zeigen –“

„Sikudan Solvabári hat mein vollstes Vertrauen.“ Die Stimme des Professors duldet keinen Widerspruch. „Dieses Problem betrifft ganz Tavaruk. Dies ist nicht die Stunde für kleingeistigen Zwist unter den Menschenreichen.“

„Natürlich“, antwortete Herr Yorwall kleinlaut. „Welche Anweisungen haben Sie also für uns? Wo und wie sollen wir mit der Suche beginnen?“

„Ich möchte, dass Sie zur Klosterbastion reisen und dort so viele Informationen wie möglich zum Verschwinden des Auges sammeln. Ich habe den Abt, Kevniker Navid, bereits über Ihren Besuch unterrichtet.“

„Wunderbar, ich kann es kaum erwarten, etwas Landluft zu schnuppen“, sagte Rosabel. „Aber verraten Sie uns doch bitte, wie wollen Sie und Ihre Profikollegen uns von hier aus helfen? Zaubern Sie uns gutes Wetter für die Reise?“

„Ich kann Sie beruhigen“, antwortete der Professor. „Das wird nicht notwendig sein. Sie werden völlig unabhängig vom Wetter eine angenehme Reise haben, denn Sie werden mit dem Zug fahren.“

„Hu, mit dem Leichenkutschierer!“, rief Rosabel mit einer Stimme aus, die sie wohl für schaurig hielt. „Wir kriegen aber hoffentlich ein eigenes Abteil, oder?“ Sie fing den Blick des Professors auf und sagte: „Schon gut, schon gut, sprechen Sie weiter ...“

„Danke! Während Sie also unterwegs sind, werden die anderen vier Erzmagier hier eintreffen, und wir können mit unserer Arbeit beginnen. Wir werden versuchen, das Auge mittels Magie zu lokalisieren.“

„Professor Gidyon“, sagte Shaina, „das verstehe ich nicht. Nach allem, was wir über das Auge wissen, besitzt es eine Magie, die stärker ist als alle Zauber, über die wir heute verfügen. Es muss eine so starke Ausstrahlung besitzen, dass das gesamte Fluidum davon erfüllt sein dürfte. Warum also brauchen Sie die Hilfe der anderen Erzmagier? Sie müssten das Auge doch ohne Probleme auch alleine finden können.“

„Es freut mich, dass Sie diese kluge Frage stellen, die auch die Antwort schon in sich trägt“, antwortete der Professor. „Und da ich nichts anderes von Ihnen erwartet habe, habe ich ein kleines Experiment vorbereitet, das für Sie äußerst interessant und lehrreich sein wird, für die anderen beiden jedoch“ – an dieser Stelle warf er einen fast mitleidigen Blick auf Herrn Yorwall und Frau Marmonti – „durchaus langweilig, denn der entscheidende Teil wird in der ... hm ... alltäglichen Ansicht der Welt leider nicht zu sehen sein.“ Er wandte sich wieder an Shaina. „Sehen Sie diese Schatulle dort?“ Er zeigte auf ein einfaches Holzkästchen im oberen Teil des Bücherregals, rechts neben dem Kamin, das dort zwischen einer blauen Keramikschale und einem Metallwürfel stand. „Wenn Sie bitte so



freundlich wären, sie mir zu bringen.“ Shaina nickte, aber gerade als sie sich erhob, fügte der Professor hinzu: „Bleiben Sie dabei aber sitzen.“

So war das also. Er wollte ihre Fähigkeiten testen.

„Ich verstehe“, antwortete Shaina und sank zurück in den Ohrensessel. Sie musste nicht lange überlegen. „Eine Apportatio simplex, ersten Grades.“

Professor Gidyon nickte, führte seine Hände zusammen und sagte: „Ich hätte mir natürlich gewünscht, Ihr erster bewusster Zauber wäre einer aus dem Spezialgebiet Ihrer eigenen Universität gewesen, aber heute Nacht haben Sie gezeigt, dass Sie auch eine beachtliche Begabung für Psionik haben. Ich werde Direktor Solvabári fragen, ob er Sie vielleicht für ein Austauschsemester an der Universität Bakaïkyu akzeptieren würde,

wenn das alles hier überstanden ist.“ Er zwinkerte ihr kurz zu, doch dann wich sein Lächeln einem unbedingten Ernst. „Doch noch ist es nicht überstanden. Bitte, Shaina, die Schatulle. Beschreiben Sie mit einfachen Worten, was Sie sehen, während Sie für den Zauber ins Fluidum blicken.“

Shaina atmete langsam aus. Sie fühlte klar und bewusst jeden Teil ihres Körpers. Als der nächste Atemzug in ihre Lungen strömte, wechselte sie mit ihrer Aufmerksamkeit in die Zwischenwelt. Es war ganz leicht. Die Umrisse aller Dinge wurden zu Licht, das Glühen ihrer Essenz wurde sichtbar.

„Ich bin soweit“, sagte sie. „Hier im Raum fallen vor allem Sie und ich auf.“

„Mhm“, antwortete der Professor. „Und warum ist das so?“

„Weil unsere Vortices und die damit verbundenen Filamente sehr hell leuchten.“

Rosabel räusperte sich. „Ähm ... Miki, Sie hatten ja angekündigt, dass es langweilig wird, aber dürfen wir wenigstens Fragen stellen?“

„Bitte, fragen Sie. Wenden Sie sich ruhig an Shaina, mit ein paar einfachen Fragen dürften Sie ihre Konzentration kaum brechen.“

„Also gut, Shaina, was sind ‚Vortices‘? Aber bitte nicht wieder so kompliziert!“

„Ich bemühe mich. Nun ... Jedes Lebewesen ist von einer Energiehülle aus Photopneuma umgeben. Ein Vortex ist eine Stelle, an der sich diese Hülle zu einem Wirbel verdichtet, über den Energie ein- und ausfließen kann. War das einfach genug?“

Anstatt zu antworten, fragte Rosabel:

„Jeder von uns hat sieben davon, nicht wahr?“

„Ja, genau“, antwortete Shaina. „Woher wissen ...“

„Ist es das, was die Kräuterfrauen ‚Kraftknoten‘ nennen?“, schob Rosabel gleich die nächste Frage nach. „Und deine ‚Filamente‘ sind schlicht und einfach Kraftfäden, oder?“

„Ich weiß es nicht“, druckste Shaina. „Das ist nicht Gegenstand des Unterrichts an der Universi...“

„Kräuterfrauen!“, unterbrach der bis dahin eher stille Herr Yorwall. „Nennen Sie es doch beim Namen: Hexen! Es wundert mich gar nicht, dass Sie mit Ihren roten Haaren, also wenn man das überhaupt noch ‚Haare‘ nennen kann ...“

„Es ist besser, wenn wir jetzt mit dem Experiment fortfahren!“ Professor Gidyons strenge Stimme, die mühelos bis in die hintersten Winkel auch des größten Vorlesungssaales drang, übertönte alle, und Shaina konnte im Fluidum die Autorität dahinter sogar sehen, denn der Vortex am Hals des Professors entfaltete sich für einen Moment wie ein strahlend blauer Blütenkelch von solch überwältigender Schönheit, dass sie sich darin hätte verlieren können. Sie musste zu lange darauf gestarrt haben, denn als müsse er sie wecken, rief der Professor: „Shaina?“

„Sehr wohl, Herr Professor. Also, abgesehen von uns beiden sehe ich ein deutliches Hintergrundleuchten, vor allem entlang der Außenwand des Turms. Und es gibt zwei weitere Punkte, an denen so viel aktives Photopneuma konzentriert ist, dass sich das Leuchten deutlich von der Umgebung abhebt.“

„Sehr gut. Welche zwei Punkte sind das?“

„Zwei Objekte im oberen Regal.“

„Was folgern Sie daraus?“

„Dass es sich um magische Artefakte handelt.“

„Korrekt. Ist das Holzkästchen, um das ich Sie gebeten habe, eines davon?“

Shaina schüttelte den Kopf. Die Welt um sie herum schwankte – oder schwankte sie selbst? – beruhigte sich dann aber gleich wieder – oder hatte sie sich wieder beruhigt? Die Zwischenwelt begann zu flackern – oder blinzelte sie? Sie hob ihre rechte Hand, um sich ihr Auge zu reiben, aber stieß damit gegen die Maske. Sie hatte die Seiten verwechselt und die linke Hand gehoben. Was würde sie als nächstes durcheinanderbringen? Oben

und unten, oder gar innen und außen? Eine leichte Übelkeit stieg in ihr auf.

„Professor“, sagte sie, „darf ich ...?“

Der Erzmagier hatte offensichtlich verstanden: „Ja, bitte beenden Sie den Zauber schnell. Sie sind die Zwischenwelttrance noch nicht gewöhnt. Das war schon fast zu lange. Das Symbol für eine Apportatio simplex finden Sie doch bestimmt?“

Shaina nickte. Mit Leichtigkeit visualisierte sie den *Catalogus* vor sich, das Verzeichnis aller Zauberformeln, die an den fünf Universitäten des Königreichs jemals erforscht worden waren. Kaum sah sie ihn als blauglimmendes, aus unzähligen kleineren Symbolen zusammengesetztes Pentagramm vor sich schweben, da war ihre Vorstellungskraft auch schon nicht mehr vonnöten. Das Bild des *Catalogus* entwickelte ein abstraktes Eigenleben, stabilisierte sich vor Shaina. Ihre Vorstellung von seiner Struktur, genährt durch Aberhunderte Stunden eintöniger Büffelei, hatte sich mit dem Fluidum zu einer sichtbaren Verkörperung des kollektiven Wissens der corischen Magier verschmolzen. Spielerisch navigierte Shaina ihren Geist zu jener Spitze des Pentagramms, das den psionischen Zweig der Magie repräsentierte, raste seine Kraftlinien entlang, nahm den Abzweig in die telekinetische Untersektion und ließ dort zahllose photopneumatische Matrizen an sich vorbeigleiten, bis sie die gesuchte vor sich hatte: das Symbol für die telekinetische Standardformel namens Apportatio simplex. Ihr Wille aktivierte das Symbol, verstärkte sein Leuchten und ließ es wachsen, bis es fast ihr ganzes Gesichtsfeld ausfüllend vor ihr schwebte.

All das hatte in der alltäglichen Wirklichkeit um Shaina herum keinen Wimpernschlag lang gedauert.

Sie streckte die Hand aus, in der Absicht, nach dem Kästchen zu greifen, anstatt dann aber aufzustehen und zum Regal zu gehen, verlängerte sie eben diesen Impuls bis über ihre Fingerspitzen hinaus, durch das Formelsymbol hindurch. In der Zwischenwelt wurde der

Impuls als ein leuchtendes Flimmern sichtbar, das sich länger und länger dehnte, das Muster des Symbols aufnahm und nach dem Kästchen tastete. Alles, was Shaina umgab, nahm ein verschmiertes Aussehen an. Sogar sie selbst! Ihr Herz begann zu rasen. Nichts hatte mehr eine exakte Position oder einen scharfen Umriss. Panik ergriff sie bei der Vorstellung, dass sie in wenigen Augenblicken über den ganzen Raum verschmiert sein könnte, der Raum ins Weltall, das Weltall ins Nichts, und das Nichts in...? Blitzartig ließ sie die Energie zurückschnellen, und das Kästchen sprang in ihre Hand.

Nach Luft schnappend kehrte sie mit ihrer Wahrnehmung in die alltägliche Wirklichkeit zurück, wo nichts mehr schwankte, flimmerte oder verschmiert war. Ihr Herz verlangsamte seinen verstörten Galopp. Alles war an seinem ihm bestimmten Platz. Für das Kästchen war das nun ihre Hand. Sie legte es vor Professor Gidyon auf den Tisch und sah ihn an, um einen gelassenen Gesichtsausdruck bemüht.

„Nicht schlecht“, sagte er. „Es wäre aber noch besser gewesen, wenn Sie es direkt mittels des Zaubers auf dem Tisch abgelegt hätten. In einer Prüfung hätte ich Ihnen dafür einen Punkt abgezogen.“ Seine Worte hinterließen einen leichten Stich, obwohl er schnell hinzufügte: „Das war ein Scherz, Shaina. Das war ausgezeichnet für Ihren zweiten bewussten Zauber.“

Ein Scherz! Prüfungen! Wie konnte er auch nur an so etwas denken, nachdem sie gerade eben noch mit Rückenwind in den glitschigen Abgrund des Wahnsinns gestarrt hatte?

„Danke, Herr Professor“, sagte sie.

Gidyon zog das Kästchen zu sich. „Wofür ich Ihnen ebenfalls keine Punkte abziehen würde, auch wenn es Sie vielleicht überrascht: Sie haben das mit Abstand mächtigste magische Artefakt in diesem Raum nicht entdeckt, beziehungsweise irrtümlich als nicht magisch identifiziert. Ich habe das hier heute Nacht aus dem Archiv der Universität besorgt.“ Er öffnete die Schatulle und drehte sie so, dass alle den Inhalt sehen

konnten. Eine einfache, verschnürte Hülle aus schwarzem Leder, darauf das Sonnensiegel. „Wie ich erwartet hatte, nehmen Sie nichts Ungewöhnliches daran wahr. Seien Sie beruhigt, nicht einmal die übrigen Professoren der Universität hätten eine Chance, das photopneumatische Muster einer Schattenschale zu entdecken – ich allerdings kann ihre Präsenz nur schwerlich ignorieren. Ich möchte Frau Marmonti und Herrn Yorwall nicht mehr länger mit magietheoretischen Vorträgen langweilen, deshalb formuliere ich jetzt kurz, aber hoffentlich treffend: Das Problem mit Alter Magie ist, dass sie so groß und umfassend ist, dass jedes magiefähige Wesen, das nicht wenigstens über die Macht eines Erzmagiers verfügt, schlicht und einfach den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Wenn Sie sich noch einmal für wenige Sekunden in die Zwischenweltrance trauen, demonstriere ich Ihnen gerne sehr anschaulich, was ich damit meine. Keine Angst, ich werde Sie dieses Mal begleiten.“

„In Ordnung“, sagte Shaina.

„Laaangweilig“, sagte Rosabel und stand auf. „Ich hole mir wohl am besten noch was zu trinken. Vielleicht einen Tee.“ Sie schielte in Vigo Yorwalls Richtung. „Einen Kräuterhexentee.“ Yorwall winkte ab.

„Ich bitte Sie, Frau Marmonti“, sagte Professor Gidyon. „Es dauert wirklich nur einen Augenblick.“

„Also gut.“ Sie setzte sich wieder. „Aber dann wird es Zeit, dass wir hier ein paar Dinge klarstellen.“

„Unbedingt, Frau Marmonti. In einer Minute.“ Er wandte sich an Shaina. „Wollen wir?“

Sie nickte. Der Professor erhob sich von seinem Stuhl.

„Bitte stellen Sie sich vor mich!“

Shaina tat, was er sagte, und er legte von hinten seine Arme um sie.

„Na, Sie gehen aber ganz schön ran, Miki!“, kommentierte Rosabel.

Das unguete Gefühl in Shainas Magen kehrte zurück.

„Also, ich weiß nicht“, sagte sie.

„Vertrauen Sie mir. Lassen Sie sich fallen“, sagte der Professor.

„Na gut“, sagte Shaina. „Fangen wir an.“

Sie schaltete ihr Bewusstsein wieder auf Zwischenweltrance um und fühlte, dass Gidyon dasselbe tat. Sie sah den Raum wie zuvor, mit dem einen Unterschied, dass die Arme des Professors nun wie ein Rettungsring aus blauem Licht um ihre Taille lagen. Der Beutel, den er „Schattenschale“ genannt hatte, hatte dasselbe unauffällige, fahle Glühen wie alle anderen Dinge, deren Photopneuma schlief.

„Nicht erschrecken!“, sagte der Professor, und Shaina fühlte einen gewaltigen Ruck nach hinten. Sie hatten sich sicher nicht bewegt, doch schien es nun, als seien sie einen Riesenschritt zurückgetreten oder vielleicht auch auf Riesengröße gewachsen, jedenfalls hatte sie plötzlich einen perfekten Überblick über den Raum und konnte doch gleichzeitig viel mehr Einzelheiten erkennen als zuvor. All jenen Einzelheiten, Farbschattierungen und unendlich verästelten Energiefäden hätte sie sicher gerne mehr Aufmerksamkeit geschenkt, wäre sie nicht wie erschlagen gewesen vom Anblick der Schattenschale. In der Zwischenwelt hatte sie ehrfurchtgebietende Ausmaße, und ihr Gleißern war unerträglich. Da spürte sie wieder die Arme des Professors um sich. Eine Erschütterung: Das Fluidum hatte wieder sein voriges Aussehen angenommen. Der Professor ließ sie los. „Danke für Ihre Aufmerksamkeit. Ich sehe, dass Sie verstanden haben.“

Shaina blinzelte sich in die alltägliche Wirklichkeit zurück. Ihre Knie zitterten. Nachdem sie sich auf ihren Sessel gerettet hatte, gab sie nur ein schlichtes „Ja“ zurück. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sich zuletzt so klein gefühlt hatte. Bis eben hatte sie ihr Erwachen in der vergangenen Nacht für einen wahren Augenöffner gehalten und sich selbst für eine Wissende. Doch nun war das Einzige, was sie sicher wusste, dass ihr Wissen nur ein kümmerliches Glimmen war, zu schwach, um all die Schichten und Tiefen der Welt zu durchdringen, jener unüberschaubaren Welt, in die sie sich bald würde aufmachen müssen. Worüber sie nun

verfügte, das war keine wirkliche Magie, nur ein paar Zaubertricks. Sie bezweifelte, dass der Professor einen günstigen Augenblick für eine Lektion in Demut gewählt hatte, war sie doch ohnehin davon überzeugt, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Aber Gidyon fuhr unbeirrt mit seinen Ausführungen fort:

„Was Sie eben gesehen haben, ist nicht einmal ein besonders eindrucksvolles Beispiel für Alte Magie. Bis zum Ende der Tage der Unsterne war ganz Tavaruk derart von Magie durchdrungen, dass die Schattenschale tatsächlich zur geheimen Übermittlung von Botschaften geeignet war. Nun, in unseren Tagen ist sie das wieder, denn es gibt kaum jemanden mit der Fähigkeit, ihr Muster wahrzunehmen.“

„Ja, zum Beispiel kann ich das nicht“, sagte Rosabel. „Ich glaube, die Minute ist um.“

Shaina war nicht entgangen, dass jede von Rosabel Marmontis Respektlosigkeiten dem armen Herrn Yorwall geradezu körperliches Unbehagen zu bereiten schien, und auch sie selbst fragte sich, wieso der Direktor fast alles mit gütiger Nachsicht duldete. Auch jetzt sagte er nur:

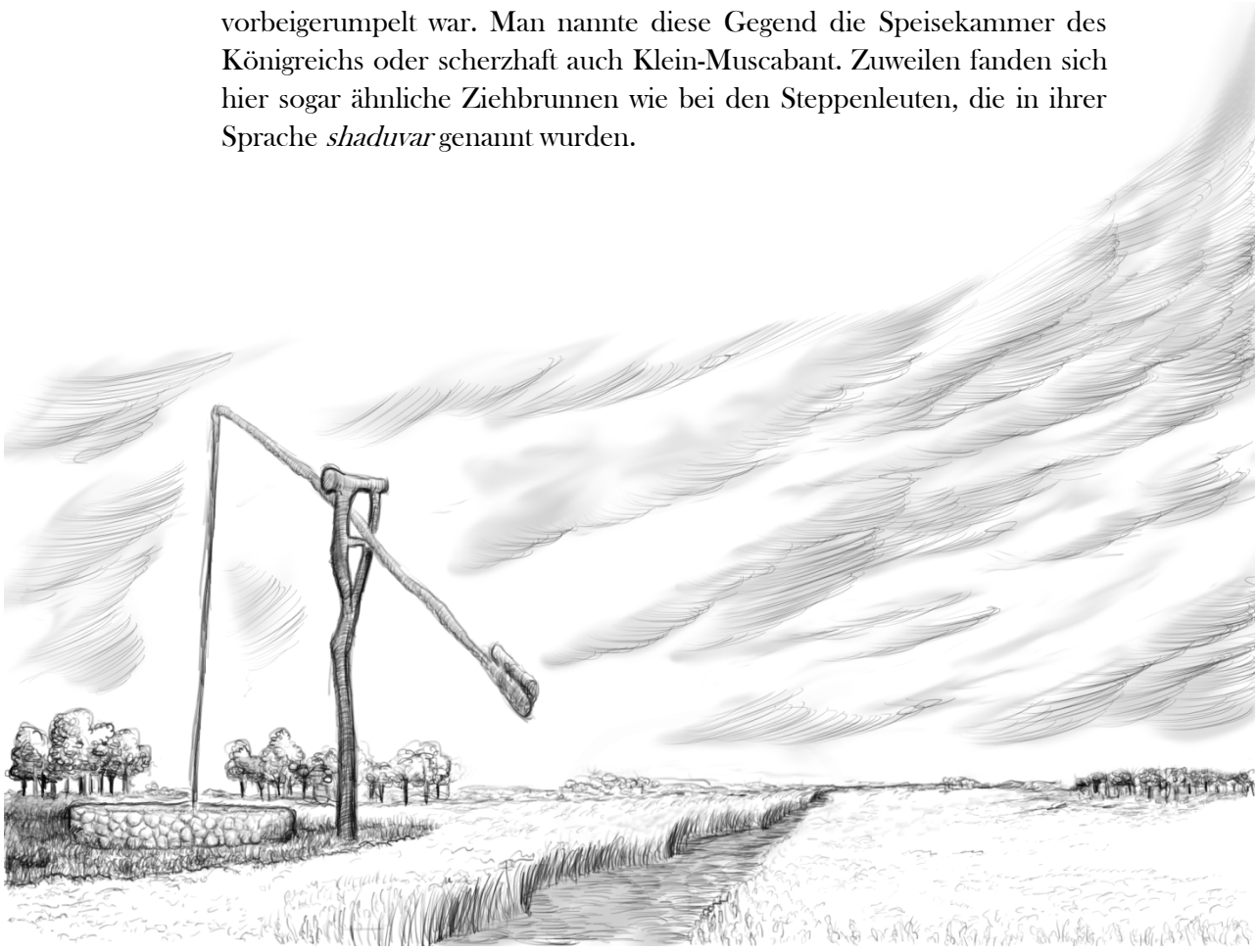
„Ich muss Sie ein letztes Mal um ein wenig Geduld bitten. Es ist mir wichtig, dass Shaina über dieses Wissen verfügt. Es könnte Ihnen noch von Nutzen sein.“ Dann wandte er sich wieder Shaina zu. „Die Magie der Schattenschale ist nichts als ein schwacher Abglanz der Macht, die das Auge des Likhen-Ra besitzt. Ich kann keinen Vergleich finden, der übertrieben genug wäre. Das Auge des Likhen-Ra ist auf allen Ebenen verwoben mit unserer Welt. Es ist das Fundament unserer Wirklichkeit. Und eben wegen seiner Allgegenwart ist es so schwer zu finden. Es ist, als würde ein Fisch versuchen, sich einen Begriff von dem Ozean zu machen, in dem er schwimmt. Ich glaube, hätten Fische eine Sprache, dann gäbe es darin sicher kein Wort für ‚Wasser‘.“

Shaina nickte langsam. „Ja ... Ich weiß, was Sie meinen.“

Professor Gidyon machte ein zufriedenes Gesicht. „Nun verstehen Sie, warum ich die Hilfe der anderen Erzmagier brauche. Nur mit einem

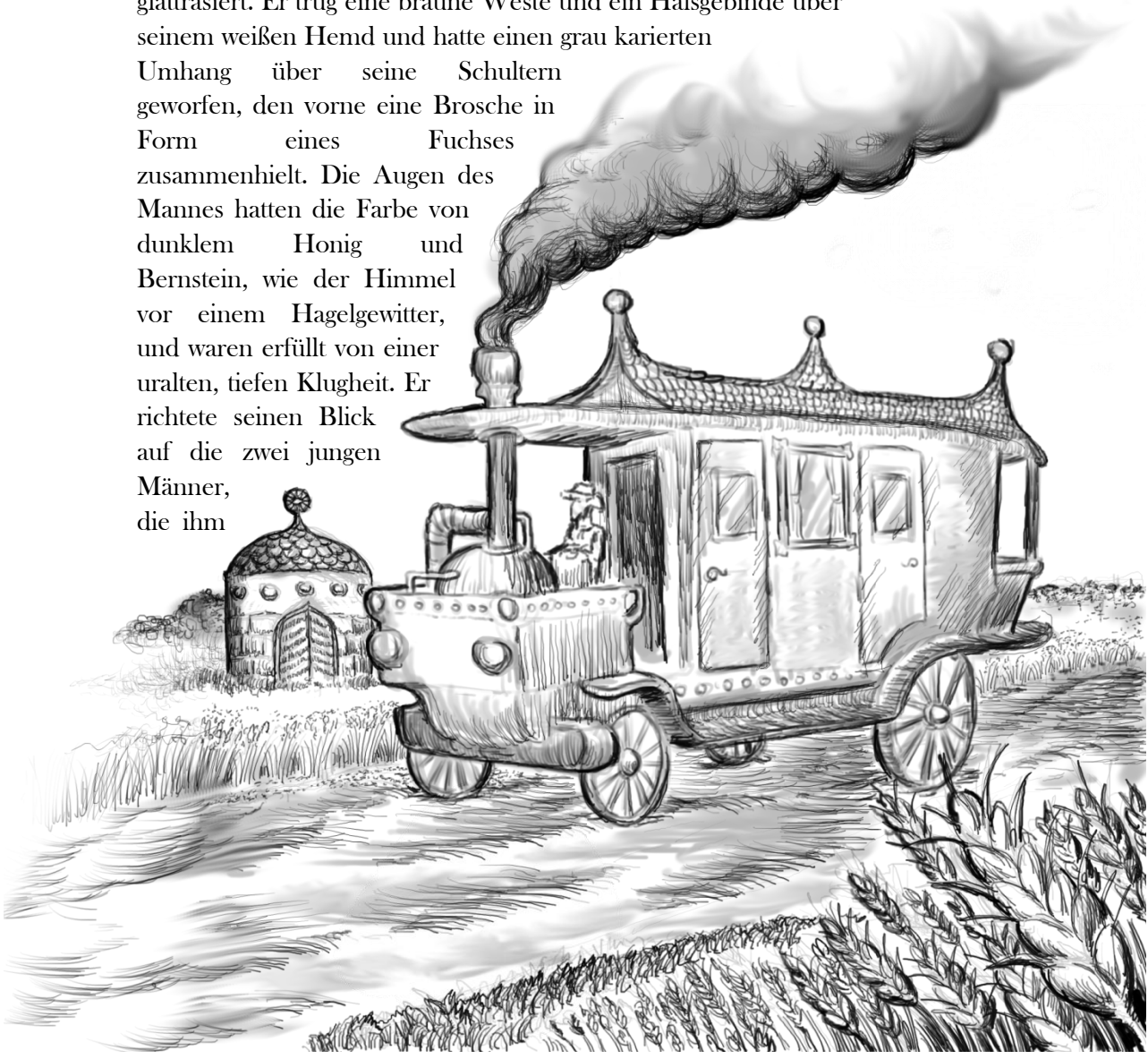
gemeinsamen Zauber können wir hoffen, weit genug zurückzutreten, um den ganzen Wald zu sehen. Wenn es aber um das Vereinen magischer Kräfte geht, gibt es wohl keinen größeren Experten auf Tavaruk als Melbreg Sapergin, den Erzmagier von Osoldtan.“

Aus Richtung Südosten schnaubte, einen Wolkenschweif hinter sich herziehend, eine Dampfkutsche über eine gepflasterte Straße auf Ryslak zu. Um das Gefährt erstreckten sich Ackerland und Viehweiden, so weit das Auge reichte. Ab und zu lockerten Einsprengsel die Gleichförmigkeit der Landschaft auf: vereinzelte Bäume, kleine Kapellen am Wegesrand und Bauern mit Ochsenkarren, die, um die schwere Steuerbarkeit der Dampfkutsche wissend, in gehörigem Abstand warteten, bis sie vorbeigerumpelt war. Man nannte diese Gegend die Speisekammer des Königreichs oder scherzhaft auch Klein-Muscabant. Zuweilen fanden sich hier sogar ähnliche Ziehbrunnen wie bei den Steppenleuten, die in ihrer Sprache *shaduvarg* genannt wurden.



„Und diese Ähnlichkeit ist kein Zufall“, sagte ein alter Mann in einer hohen und feinen Stimme, während er, den Vorhang zur Seite haltend, aus dem Fenster der Kutsche blickte. Trotz seines hohen Alters war seine Haut straff und glatt. Zwar war sie von der Zeit gezeichnet, trug Altersflecken und war so dünn und papieren, dass jedes noch so kleine Äderchen durchblitzte, doch wies sie nur wenige Falten auf. Diese waren wiederum umso tiefer, sodass sie dem Alten scharf geschnittene Züge verliehen. Sein weißes Haar war zu einem Zopf geflochten, sein Gesicht glattrasiert. Er trug eine braune Weste und ein Halsgebinde über seinem weißen Hemd und hatte einen grau karierten

Umhang über seine Schultern geworfen, den vorne eine Brosche in Form eines Fuchses zusammenhielt. Die Augen des Mannes hatten die Farbe von dunklem Honig und Bernstein, wie der Himmel vor einem Hagelgewitter, und waren erfüllt von einer uralten, tiefen Klugheit. Er richtete seinen Blick auf die zwei jungen Männer, die ihm



gegenüber saßen. Beide waren glattgeschoren und trugen dunkle, ornamentale Tätowierungen auf Kopf, Stirn, Nase und Wangen.

„Sie ist darum kein Zufall“, fuhr der Alte fort, „weil die Menschen, die damals diese Landschaft anlegten, die Ebene von Muscabant zum Vorbild nahmen. Sie hatten von den Steppenleuten gelernt, ebensolche Brunnen anzulegen und eine möglichst ertragreiche Viehwirtschaft zu betreiben. Dies war für jene Menschen zwar ein großer Fortschritt, aber ein Fortschritt wohlgemerkt, der ...“

„... der in einer althergebrachten Tradition wurzelte. Und so ist jeder Fortschritt, jede Entwicklung nur dann etwas wert, wenn wir die Zukunft im Auge, aber das Erbe unserer Eltern, unserer Vorfahren, unserer Ahnen im Herzen behalten“, vollendete einer der beiden Tätowierten den Satz.

„Oh, Yuffard, das sind weise Worte!“, sagte der Alte darauf.

„Es sind Ihre Worte, Meister Melbreg“, entgegnete Yuffard.

„Sind sie das?“ Melbreg zog eine Augenbraue hoch. „Daran muss es liegen, dass sie mir so bekannt vorkommen.“ Dann fügte er grinsend hinzu: „Und so weise.“

Darauf lachten alle drei schallend.

Der zweite der Männer sagte: „Aber die eigenen Worte aus dem Mund anderer zu hören, ist das nicht die schönste Bestätigung, auf die ein Weiser hoffen kann?“

Mit scherzhaft erhobenem Zeigefinger sagte Melbreg: „Meine Herren, ich warne Sie! Wozu brauche ich Sie denn noch, wenn jedes Gespräch mit Ihnen einem Selbstgespräch gleichkommt?“

Yuffard antwortete: „Sehen Sie es doch als Zeichen dafür, dass Sie sich auch bei der Wahl Ihrer Assistenten auf Ihre untrügliche Weisheit verlassen konnten.“

Und der andere ergänzte: „Und als ein Zeichen, das von wahrer Verwandtschaft im Geiste zeugt.“

Melbreg überlegte kurz. „Nun, dementsprechend mögen unsere Unterhaltungen etwas langweilig sein. Aber ich ziehe sie zweifellos Uneinigkeit und ständigem Gezänk vor.“

„Recht haben Sie, wie immer!“, sagte Yuffard.

„Zumindest was die Langeweile betrifft“, sagte der andere.

„Sannvast scherzt natürlich“, sagte Yuffard.

„Sein Humor ist ebenso dürftig wie der meine“, entgegnete Melbreg.

„Darin sind wir uns zweifellos einig“, meinte Sannvast.

Wieder lachten alle drei zugleich. Bald darauf hatten sie das nächste Dorf erreicht, wo der Fahrer ihnen mitteilte, dass sie nun eine Pause einlegen müssten, da es an der Zeit sei, die Wasser- und Kohlevorräte der Kutsche aufzufüllen. Die Herrschaften ließen ihn wissen, dass ihnen allen eine Erfrischung in der Dorfschänke ohnehin guttäte und dass sie ihn später dort treffen wollten, nachdem er seine Arbeit erledigt hätte. Die drei machten sich auf den Weg, Melbreg auf seinen Gehstock gestützt, mit den helfenden Händen Yuffards zu seiner Rechten und Sannvasts zu seiner Linken, während der Fahrer und die Dampfkutsche von einer schnell wachsenden Schar neugieriger, krakeelender Kinder umringt wurden.

Eine halbe Stunde später betrat der Fahrer mit bestürztem Gesicht die Schänke, wo Melbreg, Yuffard und Sannvast bei kühlem Bier um eine Platte saßen, auf der sich geräucherter Schinken, Käse, junge Zwiebeln, knuspriges Brot sowie rotbackige Äpfel und saftige Pflaumen nur so türmten. Auf ihre freundliche Einladung, sich doch zu ihnen zu setzen, machte er eine abwehrende Handbewegung und begann stattdessen zu erklären, dass es ein Problem gebe: Seit Tagen erwarte das Dorf eine Kohlenlieferung, die Vorräte seien schon fast aufgebraucht. Man befürchte, Mondtiere könnten den Kohlentransport überfallen haben. Eine weitere Lieferung werde aus einer anderen Richtung erwartet, aber vor dem nächsten Tag sei nicht damit zu rechnen. Der Fahrer schlug vor, auf einen Ochsenkarren umzusteigen. Etwas anderes sei auf die Schnelle

nicht aufzutreiben, aber da es Herrn Sapergin und seinen Begleitern doch eilig sei ...

„So setzen Sie sich doch bitte erst einmal zu uns und nehmen Sie einen Bissen zu sich, guter Mann“, sagte Melbreg Sapergin. „Hm ... Hm ...“, machte er dann und rieb sich die Nasenwurzel mit Zeigefinger und Daumen. „Die Herren?“

„Ich rate, es darauf ankommen zu lassen und bis morgen abzuwarten“, sagte Sannvast. „Mit einem Ochsenkarren erreichen wir das nächste größere Dorf nicht mehr vor Einbruch der Dunkelheit. Das klingt nicht verlockend, nicht nur für den Fall, dass sich hier wirklich Mondtiere herumtreiben sollten.“

Yuffard ergänzte: „Und falls wir tatsächlich auf welche treffen sollten, dann doch lieber in einer funktionierenden Dampfkutsche als in einem offenen Ochsenkarren. Selbst wenn der Gedanke an Letzteres romantische Erinnerungen an meine Jugendtage weckt.“

Der Fahrer, der der Einladung zwischenzeitlich gefolgt war und sichtlich erfreut über den Verlauf der Planung schien, setzte seinen Bierkrug ab und sagte: „Ihre Jugendtage? Mit Verlaub, so lange können die aber auch nicht her sein.“

„Ich bin viel älter, als ich aussehe!“, antwortete Yuffard darauf mit etwas, das gespielte Empörung sein mochte. „Ich habe mich durch eine tadellose Lebensführung gut gehalten.“

„Was er damit sagen will: Obwohl er durch und durch faul ist, war die Zeit einfach nur gnädig mit ihm“, raunte Sannvast dem Fahrer verschwörerisch zu.

Melbreg räusperte sich. „Ja, das Wesen der Zeit, das vermag der menschliche Geist nicht zu fassen, denn sein Anblick wäre ihm unerträglich. Möglicherweise genauso unerträglich, wie Ihre geschwätzige Gesellschaft es mir zuweilen ist, meine Herren“, sagte er lächelnd und mit mildem Spott in der Stimme. „Andererseits, wenn ich Ihrem Urteil nicht vertraue, wessen dann? Es ist also beschlossen: Wir warten bis morgen

hier. Wissen Sie“, fuhr er zum Fahrer gewandt fort, „wenn mich mein Alter etwas über das Wesen der Zeit gelehrt hat, dann, dass es nicht auf Schnelligkeit, sondern auf Rechtzeitigkeit ankommt, wenn man ein Ziel erreichen möchte. Und nun scheint es eben nicht die rechte Zeit zur Weiterreise zu sein.“

Der Fahrer mochte dagegen nichts einwenden und beendete zusammen mit den anderen in Ruhe sein Mahl, bevor er daranging, sich um eine Herberge für die Nacht zu kümmern.

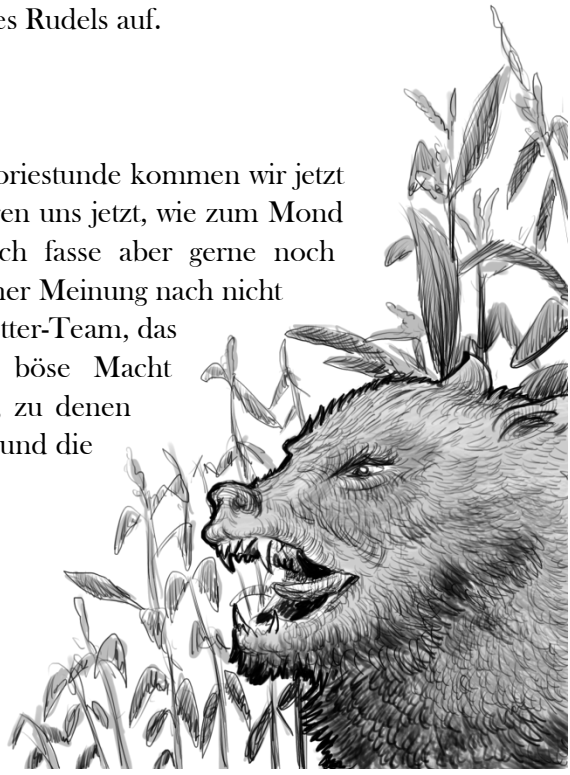
Unweit des Dorfes, verborgen durch die hohen, dichten Halme der umliegenden Maisfelder, setzte ein schwarzer Wolf mit lautloser Präzision Pfote vor Pfote. In seinem elegant gleitenden Gang floss er mit hochgerecktem Schwanz geradezu zwischen den Maispflanzen hindurch, ohne auch nur eine von ihnen in Bewegung zu setzen – und das trotz seiner erschreckenden Größe. Dann hielt er witternd inne. Seine Schultern versteiften sich, und er bleckte die Zähne. Aus den Schatten trat eine Frau in einem dunklen Kapuzenumhang neben ihn.

„Sie sind hier“, sagte der Wolf.

„Gut“, sagte die Frau. „Wir warten die Nacht ab.“

Hinter ihr blitzten die Augen und Zähne des Rudels auf.

„So, Miki, nach dieser netten kleinen Theoriestunde kommen wir jetzt endlich zur Praxis“, sagte Rosabel. „Sie erklären uns jetzt, wie zum Mond Ihr bescheuerter Plan funktionieren soll. Ich fasse aber gerne noch einmal für uns alle zusammen, warum er meiner Meinung nach nicht funktionieren *kann*. Die Fakten: Ihr Weltenretter-Team, das heißt wir, sollen gegen eine unbekannte böse Macht antreten, die locker mit Zaubereien hantiert, zu denen weder Sie noch Ihre Profikollegen fähig sind, und die



es geschafft hat, den bestbewachten Ort der Welt spurlos zu betreten und wieder zu verlassen. Das Einzige, was uns für unsere Aufgabe qualifiziert, ist unsere völlige Unbekanntheit, weil wir so kein Aufsehen erregen. Nichts gegen Shaina, sie ist wirklich nett und klug und kennt viele Fremdwörter und so, aber sie hat eben gerade zum zweiten Mal in ihrem Leben gezaubert. Wie ich meine ganz speziellen Fähigkeiten bei dieser Mission einsetzen kann, ist mir schleierhaft, und bei ihm“ – sie ruckte mit dem Kopf in Vigo Yorwalls Richtung – „weiß ich gar nicht, ob er außer empört und beleidigt sein überhaupt etwas kann.“

Von Herrn Yorwall hätte Shaina darauf entweder beleidigtes Schweigen oder eine empörte Antwort erwartet, doch stattdessen sagte er: „Ich verstehe mich darauf, ein Schwert zu führen, und ich bin ein guter Schwimmer. Welche ganz speziellen Fähigkeiten haben Sie denn, abgesehen von Kaltherzigkeit?“

Irgendwie schien Rosabels Schlagfertigkeit plötzlich zu versagen, und Shaina schien es fast, als hätte Herrn Yorwalls Frage sie tatsächlich getroffen, denn sie verschränkte nur umständlich ihre Arme und blickte ins Feuer. Es entstand eine seltsame Stille, die der Professor wieder löste: „Vielleicht erinnern Sie sich, dass meine Wahl aus *zwei* Gründen genau auf Sie gefallen ist. Ja, Geheimhaltung ist der eine. Aber der weitaus wichtigere ist die Prophezeiung der Drei, die ich zu Anfang unseres Treffens erwähnt habe. Sie stammt vom Orakel der Quelle und ist über eine uneingeschränkt vertrauenswürdige Person zu mir gelangt. Sie ist durchsetzt von obskuren Bildern und verschlüsselten Metaphern. Seit dem Ende des Westlandkrieges habe ich mich intensiv mit ihr beschäftigt und an ihrer Deutung gearbeitet.“

Shaina konnte es immer noch nicht fassen. Die Worte des Professors waren mehr als skandalös und wären, in der Öffentlichkeit geäußert, ein Grund gewesen, ihn in große Schwierigkeiten, vor Gericht, vielleicht sogar ins Gefängnis zu bringen. Aber er hatte ja angedeutet, dass zumindest

diese Räume des Turms anderen Gesetzen unterworfen waren als die Außenwelt.

„Während mir der Sinn der Prophezeiung nach und nach immer klarer wurde, traten der Reihe nach Sie drei in mein Leben. Mittlerweile steht es für mich ohne Zweifel fest, dass Sie die Drei sind, von denen die Prophezeiung spricht.“

Der Professor hielt inne und schien über etwas nachzudenken. Nachdem eine Weile wieder nur das Knacken der Holzscheite im Kamin zu hören gewesen war, sprach Herr Yorwall jene Frage aus, die sich Shaina nicht zu stellen traute:

„Direktor Gidyon ... Was genau besagt denn die Prophezeiung?“

„Das darf ich Ihnen nicht sagen“, kam die überraschende Antwort. „Zumindest nicht genau. Das Orakel überließ mir das Wissen unter der Auflage, dass die Drei den Wortlaut der Prophezeiung nicht von mir erfahren würden. Ich kann Ihnen aber versichern, dass ich mir völlig sicher bin, dass es Ihre Aufgabe ist, das Auge des Likhen-Ra zu finden und so die absolute Katastrophe abzuwenden.“

Rosabel schien wieder zu ihrer alten Form zurückgefunden zu haben, denn nun stand sie auf und sagte gefährlich ruhig: „Also mir reicht's jetzt. Machen Sie drei Ihr Abenteuer doch ohne mich. Sie können für mich einspringen, Miki, wenn Sie nicht erklären können oder wollen, wie das alles gehen soll.“

Professor Gidyon sagte mit beschwichtigender Geste und Stimme: „Frau Marmonti ...“

Sie wurde laut. „Nennen Sie mich nicht ... Ach, vergessen Sie es doch!“

Sie stürmte zur Tür. Der Erzmagier stand auf, folgte ihr mit ausgebreiteten Armen ein paar Schritte und sagte: „Es bin nicht ich, der um Ihre Hilfe bittet. Es ist die ganze Welt, von der auch Sie ein Teil sind. Sie helfen letztlich sich selbst.“

Rosabels Augen funkelten vor Zorn - oder waren da Tränen? - , als sie ihm ihre Antwort entgegenspie. „Helfen *Sie* sich doch selbst! Ich habe

Ihnen vertraut, weil ich dachte, hier ginge es wirklich um mich! So hatten wir das nicht ausgemacht!“ Sie riss die Tür auf. „Ich bin es so was von satt, dass andere darüber entscheiden, als wer oder was ich zu leben habe.“

Da sagte Professor Gidyon gelassen, ja fast heiter: „Wir treffen uns also heute Abend um sieben am Bahnhof. Um Fahrkarten und Geld für die Reise kümmere ich mich und auch darum, dass Sie von Ihrer Arbeit freigestellt werden. Packen Sie nur das Nötigste ein.“

Den Worten des Professors hatte Rosabel noch mit bebender Brust zugehört. Sie holte Luft, als wolle sie noch etwas sagen, knallte dann aber doch die Tür hinter sich zu. Ihre Schritte verklangen schnell. Ein weiteres Türenknallen, dann Stille. Herr Yorwall erhob sich und sagte: „Direktor Gidyon, soll ich ...?“

„Nein“, sagte Shaina, ohne zu überlegen, ohne zu wissen, woher die Antwort kam. Sie wusste sie aber so sicher wie ihren eigenen Namen. Sie sah den Professor an und sagte: „Sie wird uns begleiten. Sie wissen, dass Sie das tun wird, weil es auch Teil der Prophezeiung ist, nicht wahr?“

Er antwortete nicht. Nachdem er ein paar Sekunden ins Feuer gestarrt hatte, sagte er plötzlich: „Herr Yorwall, unsere Zeit ist knapp. Sorgen Sie sich nicht, ich werde persönlich bei der Direktion der Verkehrsbetriebe alles bezüglich Ihrer Abwesenheit klären. Glauben Sie mir, ich habe die erforderlichen Verbindungen. Bitte gehen Sie jetzt, und treffen Sie alle für Sie nötigen Vorbereitungen. Ich habe mit Shaina hier noch eine Kleinigkeit zu erledigen.“

Yorwall stand sofort auf. „Natürlich. Ich werde pünktlich sein.“

Als er schon an der Tür war, rief ihm der Professor hinterher: „Und denken Sie daran – kein Wort über den wahren Grund Ihrer Reise, zu niemandem!“

Yorwall nickte und zog die Tür hinter sich zu.

Der Professor sah Shaina mit einer Spur Traurigkeit in seinen Augen an. „Sie wissen, dass das auch für Sie gilt. Es tut mir leid, Shaina, aber Sie dürfen nicht einmal Virginia einweihen, so sehr Sie beide sich auch

mögen. Das mag hart klingen, aber – ich weiß noch nicht, wem wir vertrauen können.“

In der Tat hatten seine Worte das Gefühl von Verlorenheit und Überforderung in Shaina wieder aufleben lassen. Um sich selbst Mut zu machen und damit jenes Gefühl vertreiben, sagte sie: „Sie können *mir* vertrauen, Professor Gidyon.“

„Das weiß ich, und zu schätzen weiß ich es auch, Shaina. Wenn Sie Virginia gleich treffen, dann sagen Sie ihr bitte, ich hätte Sie auf eine weitere Verschmelzungsreise geschickt, und zwar in den Heiligen Hain, unweit der Klosterbastion. Dort befindet sich ein Erdnexus. Es ist zwar ein Vorwand, um den wahren Grund Ihrer Reise zu verheimlichen. Aber um es Ihnen leichter zu machen, verlange ich auch gar nicht, dass Sie Virginia belügen: Ich möchte tatsächlich, dass Sie diese Verschmelzung eingehen. Verschweigen Sie einfach den Rest. Doch nun, ehe auch Sie Ihren Koffer packen gehen, muss ich Ihnen noch etwas zeigen. Bitte folgen Sie mir.“

Er ging zu der blau lackierten Holztür, durch die sie das Kaminzimmer betreten hatten. Shaina folgte ihm und warf noch einmal einen Blick nach links, durch die imposante Fensterfront mit dem noch imposanteren Blick auf Ryslak. Die Stadt erwachte zwar um diese Zeit, doch eigentlich lag Ryslak weiterhin in einem beneidenswert glücklichen Schlummer, in einem Traum, unberührt von dem tonnenschweren Wissen um die Wirklichkeit, das Shaina nun mit sich schleppen musste.

Der Ausblick auf die Stadt zur Linken setzte sich in allen Räumen fort, durch die der Professor Shaina führte: zunächst durch das Vorzimmer, das sie schon kannte. Dann folgte etwas wie ein Speisezimmer mit einem langen Tisch – Shaina fragte sich, mit wem der Professor dort wohl zu tafeln pflegte. Danach eine kleine Küche, die tatsächlich wirkte, als sei sie in Gebrauch – Shaina fragte sich, ob der Professor wohl selbst kochte. Die Tür der Küche wiederum führte in ein geräumiges Studierzimmer, über dessen Schreibtisch eine große Landkarte hing. Als Gidyon schon an der nächsten Tür angekommen war, fiel Shaina eine langstielige Blume mit

zartvioletten, in feinen Träubchen angeordneten Blüten auf, die in einem Tontopf auf dem Schreibtisch stand. Die Pflanze war von einer derart ungewöhnlichen, zerbrechlichen Schönheit, dass Shaina innehalten musste.

„Herr Professor ... Was ist das für eine Pflanze?“

Er drehte sich langsam um und sah zum Schreibtisch, als müsse er sich vergewissern, ob die Blume noch immer an ihrem Platz stand. „Das ist eine Valuuna. Meine Frau hat sie mir von einer ihrer Reisen nach Muscabant mitgebracht.“ Er schluckte kurz. „Von ihrer letzten.“ Dann eilte er weiter in den nächsten Raum.

Shaina folgte ihm, sah aber an der Tür über ihre Schulter zurück, um noch einmal einen Blick auf die Valuuna zu werfen. Sie hatte das Gefühl, dass das Herz des Professors dort in jenem Blumentopf begraben war.

Im nächsten Raum war nichts als eine weitere blau lackierte Tür dem Eingang gegenüber sowie eine zweite schmucklose Tür zur Rechten, ähnlich jener, durch die sie die Turmwohnung betreten hatten. Und wieder hatte Shaina das Gefühl, dass sich in eben jener unauffälligen Tür ein ganz besonderer Schutz verbarg. Sie überlegte gerade, ob sie sich einen kurzen Blick in die Zwischenwelt trauen sollte, um ihre Annahme zu überprüfen, als der Professor unvermittelt stehenblieb und sie aus ihren Gedanken riss, gerade so, als hätte er diese gelesen.

„Ich kann Sie nicht auf diese Reise schicken, ohne an dieser Stelle noch einmal drei Warnungen auszusprechen, die Sie zwar alle im Verlauf Ihres Grundstudiums schon mehrfach gehört haben, zu deren Verinnerlichung Ihnen jedoch bis heute die Praxis gefehlt hat. Hören Sie mir bitte aufmerksam zu!

Erstens: Üben Sie die Zwischenweltrance, aber verweilen Sie gerade zu Anfang nicht länger als nötig im Fluidum. Ich weiß, was Sie vorhin in der Zwischenwelt gesehen haben. Glauben Sie mir, als ich ein junger Zauberer war, war auch ich überwältigt von meiner ersten längeren Trance. Das liegt daran, dass wir im Fluidum nicht nur sehen, wie sich die Fäden vom

Urgrund der Kraft zum Gewebe der Wirklichkeit verflechten – nein, wir sehen auch, in welcher Weise sie sich verflechten *könnten*. Es ist ein Blick ins Reich der Möglichkeiten, und je länger Sie dort bleiben, desto mehr Möglichkeiten werden sich Ihnen offenbaren – doch deren Zahl ist endlos, und früher oder später würde ihr Geist im Versuch, sie alle zu fassen, in jenem Reich hängenbleiben. Ein guter Magier entscheidet schnell, welche Möglichkeit seinen Zwecken am dienlichsten ist und verwirklicht genau diese eine.

Zweitens: Zaubern Sie nur, wenn es wirklich notwendig ist. Denken Sie daran, dass alle Krafftäden des Universums miteinander verknüpft sind, auch wenn jene Verknüpfungen manchmal nicht offensichtlich sind. Sie haben es vorhin den anderen so schön erklärt: Auch wenn ein Zauber beendet ist, so besteht seine Wirkung in der Welt doch fort. Wenn Sie Magie benutzen, setzen Sie unter Umständen Ereignisse in Gang, die Sie nicht beabsichtigt haben. Denken Sie immer daran: Jedem Zauber wohnt ein Anfang inne.

Drittens: Wann immer Sie eine Verschmelzung eingehen, docken Sie den Kraftfaden auf keinen Fall ...“

„... auf keinen Fall an einen der unteren drei Vortices an, wovor schon Sulukko der Weise in den Tagen des Lichten Patriarchen gewarnt hat! Ich weiß, ich weiß, Herr Professor!“ Sie fragte sich, ob sie ihren Hang zu Monologen wohl von ihm hatte. Sie entschied sich, die Sache abzukürzen. „Ich kenne alle drei Warnungen. Besonders die letzte wurde wieder und wieder in allen Fächern wiederholt: in Magietheorie, in den Großen Fünf, in Geschichte, in Allgemeiner Photopneumatik ... Glauben Sie mir, ich werde daran denken.“

„Nun gut“, sagte der Professor. Ihre Antwort schien ihn zufriedenzustellen. Er öffnete die auffällig unauffällige Tür zur Rechten.

Dahinter lag fast völlige Dunkelheit. Das einzige Licht, das in jenen Raum drang, kam durch die Tür, die Gidyon gerade geöffnet hatte, sowie über eine genau gegenüber befindliche Treppe von einem oberhalb

gelegenen Stockwerk herab. Fenster gab es hier keine. Soweit Shaina das in den Halbschatten links und rechts der Treppe erkennen konnte, bildeten – ähnlich wie im Kaminzimmer – auch in diesem Raum gewaltige Bücherregale vom Boden bis zur Decke die sanft zu einer Kreisform gebogenen Wände. Allerdings musste die Zahl der Bücher hier um ein Vielfaches größer sein. „Das ist die Innere Bibliothek“, erklärte Gidyon, allerdings ohne stehenzubleiben. Stattdessen bedeutete er Shaina, ihm die Treppe hinaufzufolgen. „Wie Sie sehen, haben diese Stufen keine direkte Verbindung zum Treppenhaus. Als der Aufzug eingebaut wurde, blieb dieser Teil aus guten Gründen unberührt und auch weiterhin nur über die Erzmagierwohnung erreichbar. Wir sind nun fast im Herzen des Turms. Dort möchte ich Sie jemandem vorstellen, der Sie schon lange erwartet.“

Shaina hatte nicht den Hauch einer Ahnung, wen der Professor damit meinen könnte, aber sie kam nicht mehr dazu, darüber nachzudenken. Sie waren oben angekommen, wo sie ein weiteres Mal von Eindrücken überwältigt wurde: Auf diesem Stockwerk gab es keine getrennten Zimmer mehr. Ein einziger gewaltiger Raum, der sich nach oben in die Dunkelheit verlor, aber am Boden umrandet war von einem Ring aus Licht. Da erkannte sie: Jener Ring, das war ein einziges, durchgängiges Fenster, ohne die Spur eines Rahmens oder einer anderen Stütze. Wie konnte das sein? Sie waren hier zwar schon hoch über den Dächern der Stadt, doch nur auf halber Höhe des Turms. Wie konnte Glas eine solch unvorstellbare Last tragen?

Ein weiteres Mal schien der Professor ihre Gedanken gelesen zu haben: „Es ist derselbe Basalt, aus dem der ganze Turm besteht. An dieser Stelle ist er lichtdurchlässig – aber nur in eine Richtung. Von außen ist es nicht möglich, ins Innere zu sehen.“ Seine Stimme hallte in der unwirklichen Stille, die der Raum förmlich auszuatmen schien.

Shaina sah sich staunend um. Rätselhafte Gerätschaften waren in alle Richtungen verteilt, und überall standen Tische voller Pergamente, Schriftrollen und Bücher, voller Kristalle, Wurzeln und getrockneter

Pflanzen, voller Mörser, Tiegel und Flaschen, voller Werkzeuge, deren Zweck sie nicht zu erraten vermochte. Aber der Professor ließ ihr keine Zeit, sich eingehender damit zu beschäftigen. Er nahm eine schmale, längliche Kiste von einem der Tische und sagte:

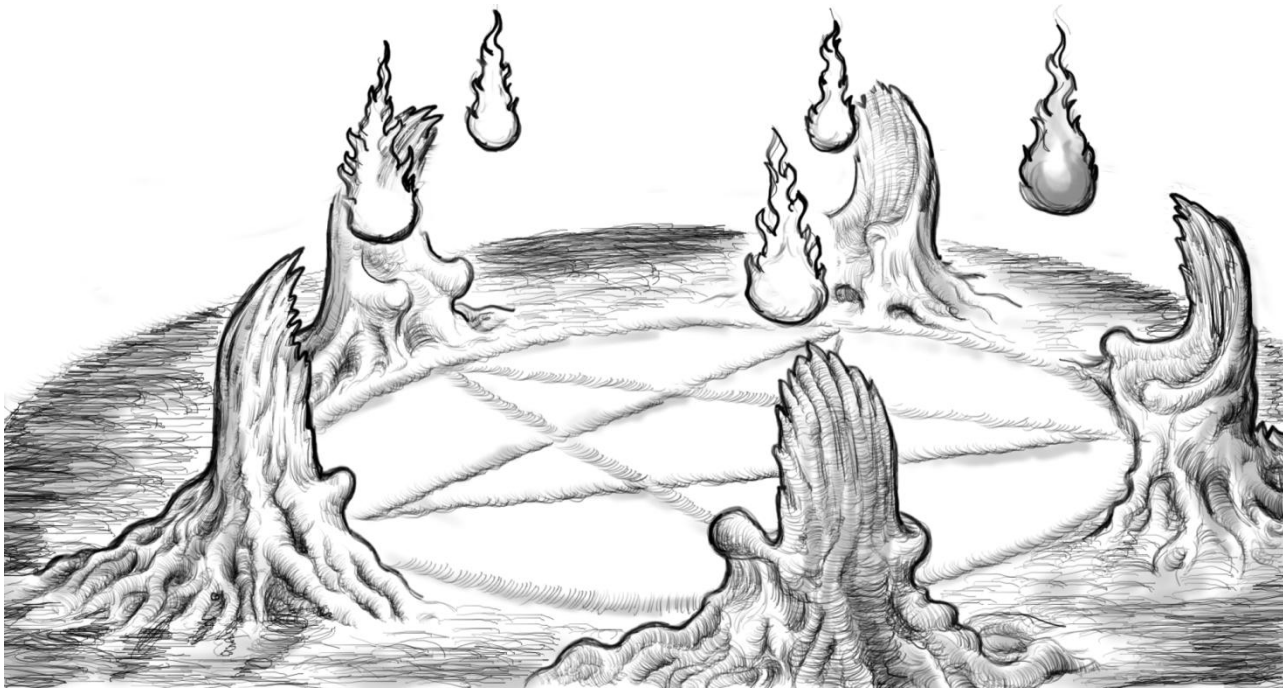
„Kommen Sie mit.“

Direkt neben der Treppe, die sie hochgekommen waren, in der Mitte des Raumes war ein gewaltiger Kreis in den Boden gemeißelt, darin ein weiterer, etwas kleinerer Kreis, in dessen Mitte wiederum ein Pentagramm gezeichnet war. An jeder Spitze des Pentagramms befand sich so etwas wie ein steinerner Sessel oder Thron. Über jedem der Throne schwebte eine auffällig langsam flackernde Flamme – etwas über der Höhe, wo sich der Kopf einer auf dem Thron sitzenden Person befinden würde. Vier der Flammen waren goldgelb, eine aber blutrot. Shaina konnte nicht erkennen, wo der Boden endete und wo die Throne begannen. So wie auch der übrige Turm schien alles wie aus einem Stück gewachsen.

„Kommen Sie in die Mitte, Shaina.“

Im Fünfeck im Zentrum des Pentagramms blieben sie stehen. Shaina erinnerte sich an die Worte des Professors und sagte: „Außer uns ist niemand hier. Wollten Sie mich nicht jemandem vorstellen?“

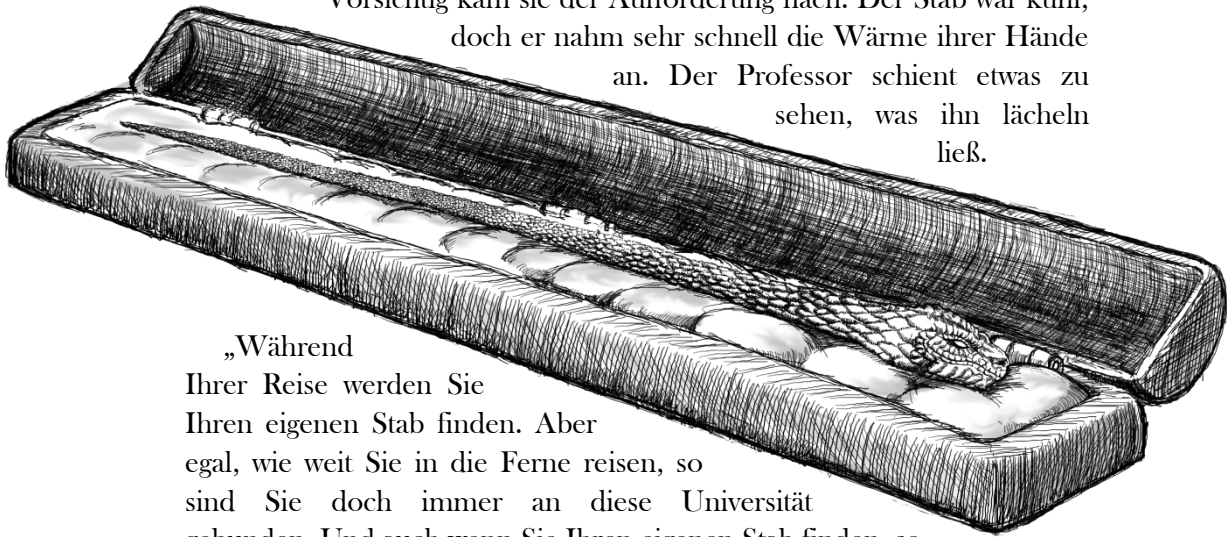
„Oh doch, sicher!“, antwortete Gidyon. „Genau genommen sind alle hier. Alle, die wichtig sind.“



Nun, da sie direkt nebeneinander standen, erkannte sie, dass der längliche, mit wellen- oder schlangenartigen Mustern verzierte Behälter in seiner Hand ebenfalls aus Basalt war. Der Professor nahm den Deckel ab. Das Innere des Behälters war mit blauem Samt ausgeschlagen. Darauf ruhte ein Basaltstab, in den ein Schuppenmuster gemeißelt war. Das eine Ende lief spitz zu, das andere verdickte sich zu einem ... aber nein! Es war nicht einfach nur ein Stab! Es war eine steinerne, kerzengerade Skulptur einer schlafenden Schlange.

„Das, Shaina, ist der Erzmagierstab von Ryslak. Bitte, nehmen Sie ihn heraus.“

Vorsichtig kam sie der Aufforderung nach. Der Stab war kühl, doch er nahm sehr schnell die Wärme ihrer Hände an. Der Professor schient etwas zu sehen, was ihn lächeln ließ.



„Während Ihrer Reise werden Sie Ihren eigenen Stab finden. Aber egal, wie weit Sie in die Ferne reisen, so sind Sie doch immer an diese Universität gebunden. Und auch wenn Sie Ihren eigenen Stab finden, so wird er doch nichts anderes sein als ein Abbild dieses Urbildes.“ Dann verschwand sein Lächeln. Er sagte:

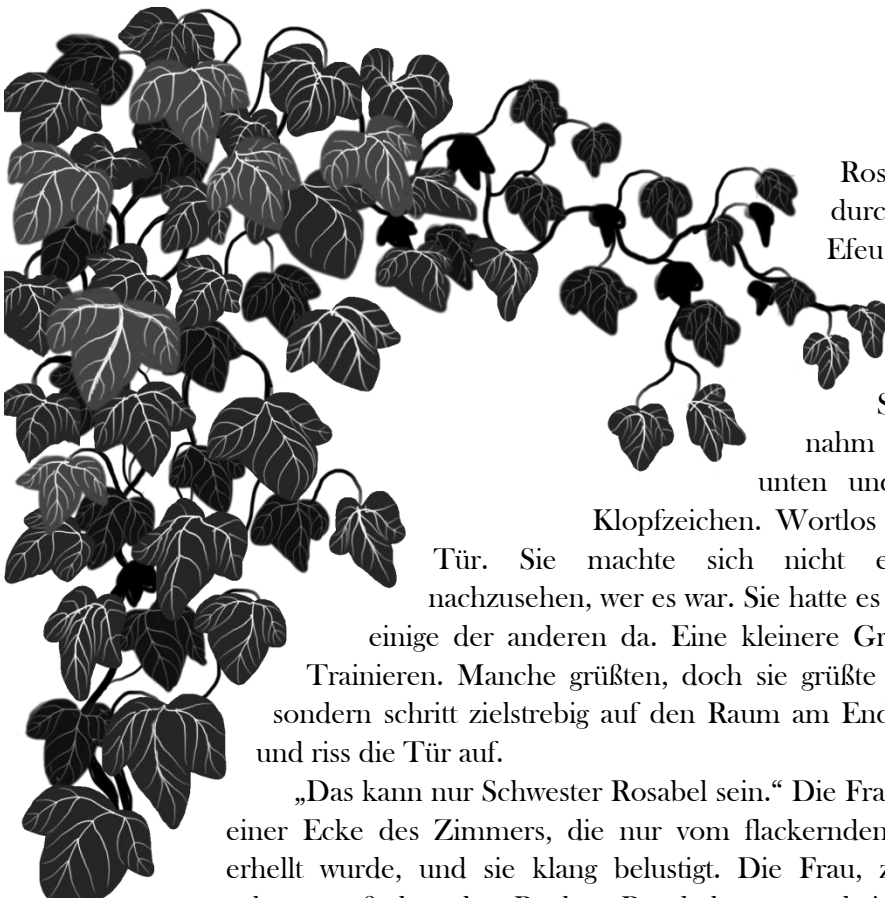
„Sie ist aufgenommen.“

Shaina wollte gerade fragen, was das zu bedeuten habe, da öffnete die Schlange ihre leuchtend blauen Augen und wickelte sich mit einer blitzartigen Bewegung um ihren Arm. Ihr Schwanz spaltete sich in eine

Vielzahl von Enden auf. Bevor Shainas Schrei aus ihrer Kehle entweichen konnte, hatte ihr die Schlange schon ihre Zähne in die Hand geschlagen. Das Gift wirkte sofort. Finsternis.

Kapitel IV





Rosabel schlüpfte
durch den Vorhang aus
Efeu, der den engen
Durchgang
verbarg.

Auf der anderen
Seite angekommen,
nahm sie die Treppe nach
unten und gab das übliche
Klopfzeichen. Wortlos öffnete jemand die
Tür. Sie machte sich nicht einmal die Mühe
nachzusehen, wer es war. Sie hatte es eilig. Es waren auch
einige der anderen da. Eine kleinere Gruppe war eben am
Trainieren. Manche grüßten, doch sie grüßte niemanden zurück,
sondern schritt zielstrebig auf den Raum am Ende des Korridors zu
und riss die Tür auf.

„Das kann nur Schwester Rosabel sein.“ Die Frauenstimme kam aus
einer Ecke des Zimmers, die nur vom flackernden Licht einer Kerze
erhellt wurde, und sie klang belustigt. Die Frau, zu der die Stimme
gehörte, saß dort den Rücken Rosabel zugewandt im Schneidersitz auf
einem Teppich. Ihre Haare hingen als lange Filzschlangen über ihre
Schultern bis zum Boden.

Rosabel warf den Umschlag, den sie seit Stunden umklammert hatte,
neben die Frau auf den Teppich und sagte: „Für die gute Sache.“

Ohne sich umzuwenden nahm die Frau den Umschlag an sich.
Rosabel hörte das Knistern und Rascheln von Papier, dann ein
anerkennendes Brummen. Die Frau drehte sich zu ihr um und lächelte
sie mit ihren Mandelaugen an. Ihre Stimme wechselte von belustigt zu
sanft, als sie sagte: „Wenn doch nur alle so eifrig für unsere Sache arbeiten
würden wie du, Rosabel-bun.“

„Sparen wir uns die Nettigkeiten, Dadiáni-bun. Ich kann nicht lange bleiben. Ich habe eine Weile außerhalb der Stadt zu tun. Eigentlich bin ich vor allem hier, damit Mütterchen mir ein paar kleinere Verletzungen in Ordnung bringt.“

„Aber sicher“, sagte die Frau.

„Und wegen einer anderen Sache“, sagte Rosabel. „Ich bin auch hier, um dich etwas zu fragen.“

„Nur zu, frag.“

Die Sanftheit in der Stimme der Frau ließ Rosabels Wut so sehr aufkochen, dass ihre eigene Stimme während ihrer Erwiderung von einem fast tonlosen Zischen zu einem lauten Schreien wurde.

„Es würde mich interessieren, wer von euch AUF DIE BESCHISSENE IDEE MIT DER GEMMENSTRASSE GEKOMMEN IST! WAS SOLLTE DAS? DAS HAUS WAR VOLL MIT STUDENTEN!“

Das Lächeln verschwand aus dem Gesicht der Frau, aber ihre Stimme blieb sanft. „Wir hatten nichts damit zu tun. Das müssen Unabhängige gewesen sein.“

Rosabel wusste einen Moment lang nicht, wohin mit ihren Gefühlen, und verpasste der Tür einen Tritt. Dann drehte sie sich wortlos um und machte sich auf den Weg zu Mütterchen.



Wie geht es weiter?

„Die Tavaruk-Saga Teil I – Weltenretter“
ist unter der ISBN 9783750494695 im
Buchhandel erhältlich

Aktuelles zur Buchreihe sowie noch mehr
zum Lesen, Entdecken und Anhören
gibt es auf

tavaruk.de





Über den Autor

Marco Geiger, 1979 geboren in Kandel.

Schloss im Jahr 2008 an der Universität Landau sein Studium der Diplom-Pädagogik mit Schwerpunkt Sprechwissenschaft ab.

2009 zog er nach Ungarn, um Deutsch zu unterrichten.

Dort erhielt er ein einjähriges Stipendium zum Studium der

ungarischen Sprache und Kultur am Balassi-Institut in Budapest. Er ist seit 2012 für eine dort ansässige Schweizer Softwarefirma tätig.

Seit 1998 arbeitet er als Karikaturist bei der Tageszeitung „Die Rheinpfalz“, womit er seine künstlerische Ader zum Zweitberuf gemacht hat.

Sein Einstieg in die Welt der Fantasy waren Rollenspielrunden mit Freunden, später auch Computerrollenspiele. Die Ästhetik der Landkarte ist dadurch beeinflusst. Abgesehen davon ist er auch Fan von Science Fiction: Dem „Technobabble“ aus den Star-Trek-Serien zollt er in der Tavaruk-Saga mit den Fachsimpeleien der corischen Magier seinen Tribut.

